Neue (musikalische) Blätter

http://neuemusikalischeblaetter.wordpress.com Ausgabe 24 – April 2017

Ich bin ein Träumer, bis heute.

Herbert Blomstedt

Flatterhaft werden?

Musik bestimmt nicht nur diese Blätter, sie bestimmt auch unseren Alltag ganz wesentlich mit. Es ist nicht immer nur die Musik im Konzert, manchmal ist es einfach die Musik des Lebens, wenn Vögel singen oder ein jubelnder Schmetterling an Ihnen vorbeistürmt – haben Sie das noch nicht erlebt? Ist Ihnen bewußt, daß die Nachtigall, die uns so betört, nicht nur einen Partner locken, sondern vor allem ihr Revier markieren will? Ist ihr Gesang deshalb ein Akt der Aggression? Wohl kaum…

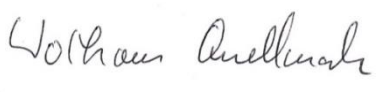
Bestimmend ist, was unsere Seele erreicht, was Rhythmus hat, was trägt. Und das verbindet mehr, als daß es trennt. Brüche und Widersprüche gibt es dennoch – auch sie gehören zum Leben. Länder, die Revolutionen erlebt haben, spiegeln diese auch in den Lebensläufen der Menschen, die dort leben oder aufgewachsen sind. Litauen war und ist ein spannendes Land. Es auf *eine* Art zu entdecken bot die Leipziger Buchmesse Gelegenheit. Wir können nur staunen und legen unseren Lesern das Buch »kein streicheln« (Seite 8) besonders ans Herz. Unsere »Litauischen Entdeckungen« gehen aber – soviel sei hier schon verraten – weiter. Schon in der nächsten Ausgabe stellen wir ein weiteres Stück Literatur aus dem Baltikum vor.

Zwei Dichter bzw. Schriftsteller führen uns in ein anderes revolutionsgeprägtes Land: José Maria Heredria lebte auf Kuba, Leonardo Padura hat ihm ein Buch gewidmet. Nicht nur sommerliche Gerüche, das Meer und kleine Capricen finden sich auf den folgenden Seiten, sondern auch winterlicher Grimm und manche dunkle Schattierung. Auf den Färöer-Inseln gibt es beides: Sommer und Winter, Licht und Dunkel, Eis und – Schmetterlinge. Lassen Sie sich überraschen!

Wir haben aber unser Hauptaugenmerk nicht vergessen: Die Musik. So waren gleich mehrere herausragende Pianisten zu erleben – dem hier nachzuspüren könnte helfen, künftig ihre Konzerte nicht zu verpassen oder zu übersehen. Und nicht zuletzt waren wir auch wieder im Theater. In Dresden kam Ferruccio Busonis »Doktor Faust« auf die Bühne, und selbst Joachim Król suchte anläßlich einer Lesung die Verbindung zur Musik…

Also: Nehmen Sie sich Zeit für dieses Heft, nehmen Sie sich vor allem Zeit für die Kultur – Sie werden beschwingt sein, beflügelt, am Ende gar flatterhaft, sich aufschwingen – wetten?

Ihr



INHALT

Editorial 1
Sächsische Staatsoper: »Siegfried« x
Neuauflage: »Von Inseln weiß ich« 3
Lesung: Joachim Król »Seide« 5
Eduard von Keyserling »Dumala« 6
Messegast Litauen: »kein Streicheln« 8
Klavierkonzerte mit besonderen Pianisten 9
Evelyn de Morgan »Ariadne auf Naxos« 10
Lyrik: Ilzė Butkutė 11
Neuerscheinung: Catherine Banner »Die langen Tage von Castellamare« 13
Neuauflage: Hartmut Lange »Waldsteinsonate« 15
Lyrik: José Maria Heredia 16
Julio Romero de Torres »Mal de Amores« 17
Konzertante Oper: Jean-Baptiste Lully 18
Carson McCullers »Die Ballade vom traurigen Café« 19
Ausstellung: Indische Miniaturen 20
Neuerscheinung: Juliana Kálnay »Eine kurze Chronik des allmählichen Verschwindens« 21
Sophie Prell »Orangenzweig« 22
Lyrik: Robert St. Loup 23
Sächsische Staatsoper: »Doktor Faust« 25
Portrait: Mario Benedetti 28
Mario Benedetti »Danke für das Feuer« 29
Lyrik: Ramunė Brundzaitė 30
Félix Nadar »Sarah Bernhard« 31
Neuerscheinung: Herbert Blomstedt »Mission Musik« 32
Taschenbuch: Leonardo Padura »Die Palme und der Stern« 34
Nelli Pohl: Das letzte Wort 25
Impressum 36

Grandiose Leistungen

Wagners »Siegfried« berauscht mit Klang und Stimmen

Drei Viertel sind vollbracht – seit der vergangenen Spielzeit wurden »Die Walküre« und »Das Rheingold« wieder auf die Dresdner Opernbühne gehoben, im Januar legten Christian Thielemann und die Staatsoper mit »Siegfried« nach. Damit bleibt nur noch die »Götterdämmerung« – in der kommenden Spielzeit soll sie mit den anderen Teilen wieder den »Ring des Nibelungen« schließen.

Siegfried ist der von Wotan geschaffene »freie Held«, der nicht an die Weltgesetze gebunden ist. Er kann das im Machtkampf der Götter verlorengegangene Gold zurückerobern. Nachdem er Fafner, der sich in einen Lindwurm verwandelt hatte und den Schatz bewachte, erschlug und mit dessen Blut in Berührung kam, kann Siegfried nicht nur die Warnungen eines Waldvogels verstehen, sondern auch die Gedanken Mimes, seines Ziehvaters, lesen. Siegfried erkennt dessen eigennütziges Streben und erschlägt ihn. Er, der eigentlich das Fürchten lernen sollte, findet Brünnhilde, mit der er in innige Umarmung und gegenseitige Liebe fällt – vorerst.

Georg Zeppenfeld (Fafner), Stephen Gould (Siegfried), Photo: Sächsische Staatsoper, © Klaus Gigga

Willy Deckers Inszenierung von 2003, die Wotan, den obersten der Götter, als Regisseur eines Welttheaters deutet, wartet mit einigen Pop-Effekten auf. So kehrt das Theatergestühl, auf dem die Walküren ritten, im Hintergrund wieder, gibt es Himmelsbruchstücke, alberne Kreidedrachen und ein Puppentheater, mit dem Mime Siegfried vom Lindwurm berichtet – kein Wunder, daß der sich nicht fürchtet! Manche der Effekte haben eine geringe Halbwertzeit, und so wirkt die doch gar nicht übermäßig alte Inszenierung manchmal etwas angestaubt. Jedoch nicht immer – im ersten Aufzug, für den Wolfgang Gussmann ein fluchtendes Bühnenbild gebaut hat, das mal Höhle, mal Blasebalg ist, gewinnt das Geschehen gerade dort, wo die Illustration durch Abstraktion auf geometrische Formen und Farben reduziert ist. Es sind diese Stimmungen, die beschworen werden und mit der Musik sinnig verschmelzen, die Effekte bleiben lau.

Christian Thielemann schöpft aus der Staatskapelle, beschwört und bezirzt, lockt und braut – es ist ein Klangrausch, der das Publikum erfaßt. Warm flutende Streicher, schimmernde Hörner, Celli, Holzbläser… Kein Wunder, daß es schon in den Pausen bei der Rückkehr ans Pult nicht nur viele Bravi, sondern begeisterten Jubel gibt. Thielemann schürt ein Feuer, schafft Spannung und sorgt für Entladungsmomente, auch durch Zäsuren, wenn unvermittelt einige Sekunden der Stille das Drängen unterbrechen.

Auf der Bühne gibt es weder Massen- noch Ensembleszenen, keinen Chor. »Siegfried« kommt

mit einer Handvoll Solisten aus. Und diese begeistern ausnahmslos mit Stimmen, mit Ausgewogenheit, Verständlichkeit, Farbe. Meist nur zu zweit auf der Bühne, knackt und knistert es immerzu vor Spannung, weil keiner mit dem anderen kann, jeder jedermanns Feind ist oder sich – Brünnhilde und Siegfried – ein Liebesglück zwischen ihnen entzündet. Diese Spannung ist permanent zu spüren, ein unglaublicher Sog entwickelt sich, in dessen Zentrum Stephen Gould (Siegfried) steht. Er ist derzeit eine geniale Verkörperung der Figur: laut, ungebremst, fröhlich, aber auch naiv und grob – den hält keiner auf! Sogar Wotan (Markus Marquardt) muß das erkennen. Überhaupt: Wotan hatte schon einige Rückschläge einstecken müssen, sein Welttheater droht ihm zu entgleiten, und ausgerechnet dieser naive Held setzt ihm ein Ende. Marquardts Wotan ist im Fallen begriffen, noch hat er Kraft, aber langsam verlischt er – der Regisseur tritt ab.

Markus Marquardt (Der Wanderer), Christa Mayer (Erda), Photo: Sächsische Staatsoper, © Klaus Gigga

Es scheint, als wäre alles pures Gold, was da in Töne umgesetzt wird. Ob Edelbaß Georg Zeppenfeld, der sich aus dem in Stücke zerschlagenen Lindwurm schält, Gerhard Siegels boshaft-lächerlicher Mime oder Tuuli Takalas betörender Waldvogel.

Markus Marquardt (Der Wanderer), Christa Mayer (Erda), Photo: Sächsische Staatsoper, © Klaus Gigga

Gänsehaut bekommt man spätestens mit dem Vorspiel zum dritten Aufzug, in dem – noch ohne Bild zunächst – Christian Thielemann klarmacht, warum das Orchester »Kapelle« heißt – es ist ein sinnliches Singen, was da aus dem Graben strömt. Und wenn die Stimmen von Christa Mayer als Erda und Nina Stemme als Brünnhilde erwachen, bleibt einem schlicht die Luft weg, so unbestechlich vereinnahmen diese. Das ist so hochdramatisch wie berührend – nein, mit »Kraft« erschlägt einen keiner in dieser Vorstellung!

Von Inseln weiß ich…

Geschichten von den Färöern – Mehr als Fisch und Schafe

Knapp 50.000 Menschen leben auf den siebzehn bewohnten Inseln der Färöer. Nur eine, Lítla Dímun, ist unbewohnt – und erlangt in diesem Erzählband besondere Bedeutung. Heðin Brú läßt einen Schäfer und Künstler für einige Zeit abgeschieden von der Gemeinschaft auf Lítla Dímun seinen Frieden finden (»Allein auf Lítla Dímun«). Brú (1901 bis 1987) ist bis heute einer der beliebtesten und meistgelesensten Schriftsteller der Färinger. Seine Texte beeindrucken mit psychologischer Tiefe und erzählerischer Kraft, mit dem Vermögen zur dramatischen Gestaltung. Doch die Dichter der Färöer haben noch viel mehr zu erzählen.

Im 4. Jahrhundert begann die (Neu-)Besiedelung der Inseln. Die färöische Sprache hatte sich früh entwickelte, jedoch blieb sie lange Zeit dem Erzählen vorbehalten, während Dänisch Amtssprache war. Erst im 18. Jahrhundert wurde damit begonnen, eine (verbindliche) färöische Schriftsprache zu etablieren. Die folgenden Generationen standen vor der Wahl, sich für eine nationale Identität zu entscheiden oder dem weiter verbreiteten Dänisch zu vertrauen und so leichter einen größeren Leserkreis zu erreichen.

Achtundzwanzig Geschichten, deren Ersterscheinungsdaten zwischen 1898 und 2004 liegen, sind in dem Buch versammelt. Neben Begründern wie Regin í Lið oder Sverre Patursson, Erneuerern (Regin Dahl oder Karsten Hoydal) und Klassikern (William Heinesen oder Jorgen-Frantz Joensen) sind auch Au-

toren unserer Tage, wie Tóddur Poulsen und Carl Jóhan Jensen, vertreten. Manche von ihnen arbeiten auch als Übersetzer oder Kritiker (oder gehen allen drei Berufungen nach). Gleichwohl hat sich die färöische Literatur in den zehn Jahren seit dem erstmaligen Erscheinen der Sammlung 2006 bereits weiterentwickelt, wie die Herausgeberinnen Verena Stössinger und Anna Katharina Dömling in einem Nachwort zur dritten Auflage erklären.

Über die Generationen und Jahre gab es einen Wandel des Schreibens – auf Färöer ebenso wie in jedem literarischen Umfeld. Gleichzeitig lassen sich aber auch Motive und Erzähltraditionen finden, welche immer wieder fortgesetzt oder neu aufgegriffen werden. Sagen gehören selbstredend zur Literaturgeschichte, gleich mehrfach nahmen verschiedene Autoren darauf Bezug. So findet man die Überlieferung über die bösartige Pfarrerswitwe Beinta in den Fassungen von Jakob Jakobsen und Jorgen-Frantz Joensen wieder, Huldfrauen oder Trolle tauchen in verschiedenen Stücken auf. Das Schreiben in einem erzählenden Stil prägt auch heute noch viele Geschichten – selbst die 1974 geborene Marjun Kjelnæs greift in »Die Kette«, dem jüngsten Text des Bandes, einen Märchenstoff auf, ahmt jedoch nicht nach, sondern findet zu einem individuellen, im Heute verankerten Stil.

Leseprobe

Doch Tórshavn war nicht nur Urzeit, Vorzeit und Mittelalter, es war schon damals eine Stadt, die sich stürmisch entwickelte, mit Schiffen und Hafenbetrieb, Speichern, Tonnen und Kisten, ächzenden Kränen, Klippfischexport in die Mittelmeerländer, Fußballspielen, Blaskapelle, Flottenbesuchen und Autonomiebewegung. Hier war, kurz gesagt, alles, hier war der Nabel der Welt der Geschichte, der Schnittpunkt von Traum und Wirklichkeit, Vergangenheit und Zukunft, Leben und Tod.

(aus »Nasse Heimat«, William Heinesen)

Sieben Autorinnen und achtzehn Autoren, zwischen 1864 und 1977 geboren, schildern uns meist das Leben auf Färöer Inseln. Doch auch Dänemark als Bezugspunkt spielt immer wieder eine Rolle. Karsten (der Vater) und Gunnar (der Sohn) Hoydal verlegen die Handlung in ein anderes Land – nach Südamerika, wohin es die Färinger verschlagen hat – das Fernsein ist von Heimatflucht oder Heimweh geprägt. Manche, wie Rakel Helmsdals grandios-schönes Stück »Der Schmetterlingsverkäufer« (der bislang einzig auf deutsch erschienene Text der Autorin!) spielen an erdachten Orten.

Sonderlinge, eigenwillige Außenseiter, gibt es einige. Die Autoren sind sich derer Eigentümlichkeiten bewußt und kommentieren sie ironisch.

Auch der Präsident des Lagthings, Samuel Mikkelsen, erhob sich, um einen Ausflug in die Studierkammer zu unternehmen. Das war für den beleibten, schwerfälligen Mann eine ganz schöne Reise. Und sie dauerte lange. […]

[…] Erst eine diskrete Einladung von seinem Amtsbruder, Herrn Wenzel, öffnete ihm [Poul Aggersøe] die Augen dafür, dass in der Studierkammer französischer Branntwein zu bekommen war.

[…] Als der Präsident, füllig und fromm, aus der Studierkammer zurückkehrte, lag über ihm ein undefinierbarer Zug von Erneuerung. Mit seinem wogenden Vollbart glich er dem Gott Jupiter, doch seine Augen waren ruhig und mild, und meistens leuchtete darin ein leises, fast liebevolles Lachen.

(aus »Die Witwe auf der Pfarre«, Jorgen-Frantz Joensen)

Die Geschichten gehen den Färingern nicht aus. Mit postmodernen Autoren vollzieht sich eine Wende, werden Identität und Ursprung hinterfragt, wird das Schreiben experimentell, die Sprache lauter, spektakulärer. Während Hanus Kamban 1976 (»Unter Deinen Fittichen«) noch in ruhigem Erzählton schildert, wie es im Schatten einer religiös geprägten Gemeinschaft zu einem von Schweigen und Nichtaussprechen verdeckten Mißbrauch unter Jugendlichen kommt, entzieht Elias Askham (»Placebo«) der Situation

jegliche Deckung und beschreibt 2001 eine düstere, unterdrückte Atmosphäre der Demütigung und Gewalt mit verstörender Offenheit.

Wie er älter und verständiger wird, kommen die schlaflosen Nächte voll Zweifel und Entsetzen, Nächte, in denen ein empfindsamer Sinn von vierbeinigen Gerechten niedergetrampelt wird, Nächte, in denen ein wehrloser Geist zerfetzt wird von ganz und gar heidnischen Gedanken von Verlorenheit und Feuer und Schuld, Nächte, in denen ein wissbegieriges Hirn zerrissen wird von tausend einenden durchkreuzenden Versuchen, ein Rätsel zu lösen, das ein Hirngespinst verrückter Missionare ist.

(aus »Unter Deinen Fittichen«, Hanus Kamban)

Immer wieder aber wird der Leser überrascht, ob vom Witz in Eilif Mortanssons »Der fliegende Glöckner« oder Lydia Didriksen beklemmend einsamer »Eisblume«.

Verena Stössinger und Anna Katharina Dömling (Herausgeberinnen) »Von Inseln weiß ich… Geschichten von den Färöern«, Erzählungen, deutsch von Renke Borchert, Kirsten Brix, Ernst Krenn, Inga Meincke, Gisela Perler, Birgit Remmel und Detlef Wildraut, Unionsverlag, 384 Seiten, Englische Broschur, 22,- €, auch als e-Book (19,99 €)

Nach Redaktionsschluß wurde bekannt, daß Rakel Helmsdals neues Buch »Hon, sum róði eftir ælaboganum« (»Sie, die nach den Sternen griff«), das bereits den Kinder- und Jugendpreis des Westnordischen Rates 2016 erhalten hat, auch für den Nordic Council Children and Young People's Literature Prize 2017 nominiert wurde (Meldung vom 5. April).

Weitere Informationen zur Autorin finden Sie unter: www.rakelhelmsdal.info

Und zur färöischen Literatur hier: www.farlit.fo/

Alessandro Baricco »Seide«

Lesung mit Joachim Król im Dresdner Schauspielhaus

Alessandro Baricco ist ein Märchenerzähler, der uns in Welten entführt, in denen Phantasie und Realität nur unscharf getrennt werden. Sie überlappen sich wie die Schatten von Mond und Straßenlaterne, und manchmal ist es schwer zu unterscheiden, welcher Schatten wohin gehört. Was ist noch wahr, was ist nur Wunsch oder gänzlich erdacht?

Alessandro Baricco greift gerne Personen auf, die es wirklich gegeben hat, die aber nur an zweiter Stelle standen, nicht den 1. Preis gewonnen haben. Solche, deren Ideen bemerkenswert waren, denen die Umsetzung aber versagt blieb – Architekten, Eisenbahnbauer, Erfinder…

Mit »Seide« wurde Alessandro Baricco in Deutschland berühmt. (Zuvor waren bereits die Romane »Land aus Glas«, »Oceano mare« und »Novecento« erschienen.) Es erzählt die Geschichte von Lavilledieu (wörtlich »Dorf Gottes«) und seinen Bewohnern. Mit der Zucht von Seidenraupen und der Produktion von Seide erblüht der Ort, wächst und kommt zu Reichtum. Bis eine Krankheit die Seidenraupen befällt, was den Ruin bedeuten kann. Doch Hervé Joncour, der die Eier der Seidenraupen bisher in Syrien und Ägypten kaufte, macht sich auf den Weg nach Japan, wo es auf einer abgelegenen Insel eine Seidenraupenart gibt, die von der Krankheit verschont geblieben ist.

Joachim Król, Christoph Dangelmeier (South of the Border Trio), Photo: Sagas, © Martin Bartmann

Doch so einfach, nach Japan zu fahren und dort Eier zu kaufen, ist die Sache eben nicht. Die Reise selbst in ein Abenteuer vieler Wochen und Monate, die Treffen mit dem mysteriösen Hara Kei kommen nur im Geheimen zustande. Und dann ist da noch die junge Frau des Japaners, die Hervé Joncourt einen beschriebenen Zettel mitgibt –

mit schwarzer Tinte gemalte Kalligraphien, die Hervé Joncourt nicht lesen kann, da er kein Japanisch versteht…

Und auch in dieser erfundenen Geschichte ist manches wahr. Ein Dorf namens Lavilledieu gibt es tatsächlich in Südfrankreich, und der Chemiker und Mikrobiologe Luis Pasteur erhielt tatsächlich von der französischen Regierung den Auftrag, die Erkrankung der Seidenraupen zu untersuchen…

Joachim Król, Ekkehard Rössle (South of the Border Trio), Photo: Sagas, © Christian Flemming

Joachim Król ist Leser, ist Vorleser. Er brüllt, schreit und stampft nicht, er bedient sich kleiner Mittel, Betonungen, Pausen. Ein Handwink als Geste genügt ihm, um Spannung zu erzeugen, das Nichts zu zeigen. Spannung, die er erschafft, ohne sie durch Stimmodulation oder Lautstärke künstlich aufzuheizen. Zweieinhalb Stunden bannt er sein Publikum, liest das ganze Buch, das von Martin Mühleis, der auch Regie führte, umsichtig bearbeitet wurde. Der vom Schauspieler gelesene Text allein würde vielleicht schon genügen, um die Bilder von Personen und die Gerüche von Orten im Kopf der Zuhörer zu erzeugen. Auf der Bühne des Schauspielhauses ist er aber nicht allein – das South of Border Jazztrio begleitet ihn ebenso wie das Licht (Lichtdesign: Birte Horst).

Dabei ist das wenige fast schon zu viel in Kontrast und Farbe, wenn es betont. Am besten gelingt die Symbiose, wenn Musik und Licht zurücktreten, aussetzen, den Sprecher im Vordergrund lassen, oder wenn sie dezent andeuten. Eine Jalousie, hinter der sich Hervé Joncourt die japanischen Schriftzeichen übersetzen läßt…

Ein magischer Abend, der den Zauber einer phantastischen Erzählung auf die Bühne des Schauspielhauses gebracht hat.

Eduard von Keyserling

Verlorene Seelen in pittoresker Landschaft

Eduard von Keyserling entführt seine Leser in eine vergangene Welt, deren Vergehen der Romancier in seinen Beschreibungen gleichfalls eingefangen hat. Ob die einzigartige Landschaft des Baltikums oder die Menschen – von Keyserling greift das Erblühen einer Liebe gleichermaßen auf, wie das Verbleichen einer bereits vom Untergang gekennzeichneten Zeit. Wirklich frei, befreit und zuversichtlich sind seine Figuren selten. Sie finden ein kleines oder vorübergehendes Glück, oder es sind farblose, groteske Gestalten, die nur kurzzeitig einmal interessant werden, wenn die Umstände sie in ein Licht setzen, das sie am Ende verzerrt oder sogar komisch darstellt. Wie Karl Erdmann (»Am Südhang«), ein blasser, bedeutungsloser Mann, den man übersieht. Plötzlich gewinnt er auf Grund der Tatsache, daß er sich duellieren wird und sterben könnte, eine neue Attraktivität, steht im Mittelpunkt – erst jetzt nimmt man ihn ernst, nimmt ihn überhaupt wahr.

Daß von Keyserlings Texte voller Sehnsucht und Hoffnung stecken, aber von der Vergänglichkeit gekennzeichnet sind, spiegelt vielleicht seine eigene Lebenssituation wider: die eines kranken, vielfach leidenden Menschen, zunehmend zur Passivität verurteilt, der aber dennoch teilnimmt, ein glänzender Beobachter und Erzähler bleibt.

»Dumala« ist der Landsitz der Werlands, ein kleines Schloß. Auch hier dämmert ein Untergang – der Baron ist krank, gelähmt, spricht von seinem Ende und wird dieses wohl in absehbarer Zeit erreichen, ein Nachkomme ist nicht in Sicht. Seine Frau, Karola, steht ihm treu und geduldig zur Seite, doch ihr Herz ist voller unerfüllter Sehnsüchte. Ihren sterbenden Mann zu begleiten, diese Aufgabe erfüllt sie gewissenhaft, doch hegt sie darüber hinaus Wünsche nach Wärme und – nicht zuletzt körperlicher – Liebe.

Leseprobe

Die Zimmerflucht im Schlosse Dumala war nicht erleuchtet, als der alte Jakob Pastor Werner hindurchgeleitete. Die Winterdämmerung lag über den großen, schweren Möbeln, gab ihnen etwas Verlassenes und Verschollenes. Es roch nach altem, staubigem Holz in den hohen Zimmern. Das Getäfel und das Parkett knackten beständig. […] Ein Gemach, das sie durchschritten, duftete nach weißen Heliotropen. Helle Vorhänge hingen an den Fenstern, und kleine Möbel mit goldenen Füßen schimmerten aus den dunklen Ecken.

»Ihr Zimmer«, sagte sich Werner und atmete den Heliotropenduft tief ein.

Zunächst wird Pastor Werner ein Vertrauter Karolas, ein Freund. In ihm, der mit der jungen Lene verheiratet ist, wekken die attraktive Frau und ihr Schloß Wünsche, die sich nicht erfüllen dürfen. Sie regen seine Phantasie an, sind Auslöser für falsche Hoffnungen, so daß die bald täglichen Besuche beim Baron schnell schwerer wiegen als solche, die allein seelsorgerischen Anlaß haben. Die Rückkehr nach Hause, sein Beruf und Amt, führen dem Pfarrer jedoch die Sinnlosigkeit und Hoffnungslosigkeit seiner Sehnsüchte vor Augen.

Der Baron kicherte: »Natürlich! Ihr seid gesund. Ihr denkt so nebenbei einmal: Unsterblichkeit – wie schön! Leben nach dem Tode – entzückend! und damit ist's gut. Aber ich – mich geht das jetzt was an. Sehen sie, Pastor, wenn sie zu Hause bleiben wollen, nun, dann ist's Ihnen gleich, wann der Schnellzug nach Paris geht und ob er Anschluß hat. Sie sagen wohl so im allgemeinen – ach – der Schnellzug, wie schön! Aber wenn die Koffer gepackt sind, ja, dann blättern sie im Kursbuch, dann kommt es auf Genauigkeit an. Na – also – ich seh mir das Kursbuch an, und, Pastor, ich sag ihnen, es gibt keinen Anschluß. Wir bleiben liegen.«

Beklemmend ist, wie hier eingesperrte Seelen nach Freiheit suchen, um Luft zu ringen scheinen – jedem ist ein Zwang auferlegt, sei er moralischer oder anderer Natur. Und die Unfreiheit wird durch den apodiktischen Zwang der Konventionen und Gebote noch verstärkt – wer sich nicht darein fügt, dem droht Ausschluß, Verstoßensein. Menschen wie Behrent Rast dagegen, grobe, ungehobelte Egoisten, nehmen sich, was sie begehren, ziehen sich mit ihrer Rücksichtlosigkeit gleichermaßen Neid und Verachtung zu. Aber nehmen sie nur, oder geben sie auch Hoffnung?

Im Pastorat war noch kein Licht gemacht. Lene saß im Wohnzimmer am Fenster und schaute den Mond an.

»Nun, Kind, träumst du?« sagte Werner freundlich.

»Ja, der Mond ist so hell«, erwiderte Lene, ohne aufzustehen und ihm entgegenzukommen.

Also verstimmt, dachte Werner. Das war ärgerlich. Gerade heute hätte er gewünscht, daß alles harmonisch um ihn wäre. Er beschloß, nicht darauf zu achten.

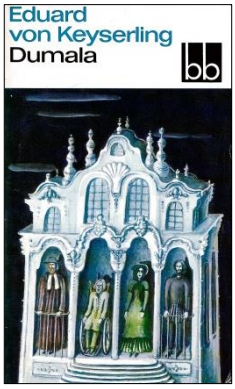
»Ja, ein schöner Abend«, begann er wieder, »der macht sentimental. Steck das Licht an, Kind, wir wollen ein wenig musizieren. Was?«

»Ja – gleich«, sagte Lene, aber das klang nicht begeistert. Da war ein Unterton säuerlicher Resignation. Als die Lampe und die Kerzen am Klavier brannten, sah Werner, daß Lene geweint hatte.

In dieser Atmosphäre gibt es keine offenen Dispute, aber viele Verletzungen, die unbemerkt bleiben oder ignoriert werden. Rang, Stand und Ordnung scheinen wichtiger als Menschenseelen, auch für den Pfarrer, der predigt und straft, sich aber seine eigenen Abgründe nicht einzugestehen vermag. Lange Zeit scheint er eher wie ein Richter denn ein Seelsorger, bis…

Es bedarf – wie so oft – eines unerhörten Ereignisses als Auslöser für ein Umdenken. Zwar gibt es keine Revolution, aber die Menschen entwickeln sich doch – manche entfernen sich dabei voneinander, andere bleiben zusammen, weil sie eine Ehe dazu zwingt. Doch am Horizont zeichnet Eduard von Keyserling einen Hoffnungsschim-

mer, daß starre Konventionen nicht bis in alle Ewigkeit bestehen werden, daß es einmal möglich werden könnte, sich (etwas) zu lösen, frei(er), glücklich(er) zu sein.



Eduard von Keyserling »Dumala«, Roman, Aufbau-Verlag, bb-Taschenbuch, 122 Seiten, auch erschienen bei Fischer, DTV und Ullstein, neu u. a. bei Manesse, Hörbuch von Radioropa Sprecher: Christop Pischel, verschiedene e-Book-Ausgaben

Gebrochene Labyrinthe

Poesie und Desillusion aus Litauen

Es ist ungeheuer spannend, Literatur zu beobachten, die gerade entsteht. Anthologien können thematisch binden, so wie es in der Neuerscheinung »Nicht streicheln. Junge Literatur aus Litauen« aus dem mitteldeutschen verlag geschehen ist. Neue Texte haben oft einen Werkstattcharakter, den die Herausgeberin Jurgita Ludavičienė in ihrem Vorwort ausdrücklich benennt: *»Vierzehn junge und noch jüngere Autoren sollen ein buntes und überaus uneinheitliches Bild von der zeitgenössischen litauischen Literatur erzeugen. Kreative Menschen und unser Leben verändern sich so rasch, dass bei Erscheinen dieser Anthologie alles möglicherweise schon wieder ganz anders geworden ist…«*

Wer neugierig und offen genug ist, wird in den vierzehn Beiträgen reichlich Trouvaillen finden – Perlen und Bruchstücke, betörendes und verwirrendes. Nur drei der vierzehn Autoren haben Kurzgeschichten beigetragen, andere Fragmente (bzw. literarische Fraktale) oder Lyrik. Reim und Versmaß, Hexameter oder Jamben machen die litauische Dichtung – zumindest dieser Autorinnen und Autoren – jedoch nicht aus. Vielmehr sind es übergeordnete Gedanken, die zusammenhalten oder zerschneiden, Logik, Fragen. Sämtliche Autoren sind unter vierzig Jahre alt, das heißt das prägende Erlebnis der politischen Wende und der Unabhängigkeit Litauens 1990 fällt in ihre Kindheit oder Jugend. Gleichzeitig tragen sie alle aber auch die Lebensläufe ihrer Eltern weiter. Zerrissenheit und Fragen nach der Zugehörigkeit sind nachvollziehbar feste Bestandteile der Texte. Manche arbeiten düstere Kindheitserinnerungen an die Sowjetzeit auf, wie Aivaras Veiknys in seinen Gedichten. Rimantas Kmita beschreibt den Ausflug einer Jugendfußballmannschaft nach Hannover: plötzlich öffnen sich Tore in bisher unbekannte Welten. Aber es sind nicht nur Hoffnungen, Träume und Chancen, deren Möglichsein aufkommt, sondern auch Enttäuschung und Ernüchterung. Der Blick hinter den Vorhang offenbart vieles – egal, von welcher Seite man schaut.

Leseprobe

Matilda verfluchte die schmausenden Hunde, ging in ihr Zimmer zurück, fiel auf den Boden und füllte mit ihren Tränen alle Mauselöcher, die gerade leer standen, um durchzulüften.

Der durchleuchtete Bruder saß auf der Fensterbank und schaute ebenfalls mit weinerlichen Augen auf dieses Trampel. Nur sein nervös zuckender Finger war nicht durchleuchtet, weil er blau lackiert war. Der Bruder bezeichnete ihn als vom ganzen Körper abgetrennten Finger, der zum ersten Mal begonnen hatte zu zucken, als er fünfzehn Jahre alt war.

”Lass locker, lass locker, lass lokker, lass locker.“

”Aha …“

”Alles ist verspannt. Ich sehe es. Lass locker, lass locker, lass lokker, lass locker“, spornte ihn Matilda an und trainierte den Finger des durchleuchteten Bruders.

(aus »Koteletts«, Aistė Jūrė)

Offene Situationen sind es, welche die junge Literatur aus Litauen antreiben; daraus erwachsen Lebensansätze, Wünsche, Ängste – Dichtung weit entfernt vom Idyll mit Waldseen, Blumen und Nymphen. Die Texte zeugen ebenso vom Aufbruch und dem Wunsch nach Leben, wie manche das schale Gefühl einer Erwartungslosigkeit hinterlassen – der Um-

gang mit dem eigenen Leben und der Geschichte ist vielfältig. Gerade manche der labyrinthischen Verse wirken suggestiv und verführerisch, wenn man ihrem Mäandern beim Lesen folgt und plötzlich an einem überraschenden Zielpunkt ankommt.

Sich selbst mit Abstand betrachten, scheint ein Rezept, sich im Wandel zu orientieren, Ironie ein anderes, auch, um Moden zu kommentieren. Wohl dem, der dabei nicht zum Zyniker wird, sondern sein eigenes Tun mit Selbstironie betrachten kann. Junge litauische Autoren können dies wohl…

Mykolas Sauka

Geboren im Dezember 1989, und so fehlten ihm noch drei Wochen bis zum Jahr der Freiheit. Er ist also leider auf der Schattenseite des Eisernen Vorhangs geboren, und das wirft seither Schatten auf sein gesamtes Leben: Alles, was er macht, erscheint altmodisch, sowjetisch und wie mit abgelaufenem Haltbarkeitsdatum, er schafft es nicht, mit Neuerungen Schritt zu halten, und ihm fehlen immer drei Wochen, um seine Arbeiten abzuschließen. Wie ein echter Sowjetmensch sucht er die Schuld immer woanders, nur nicht bei sich selbst – und vor allem bei dem Jahr 1989.

Tomas Vaiseta

Tomas Vaiseta ist in Vilnius geboren und aufgewachsen und lebt dort auch heute noch. […] Wenn er etwas schreiben will, muss er sich die Zeit dafür stehlen; das ist die beste Art von Diebstahl, die man sich vorstellen kann […]

Aivaras Veiknys

Geboren 1983, war ein schlechter Sohn, lernt deshalb jetzt, ein guter Vater zu sein. Wenn er gerade kein Dichter ist, gelingt das ganz gut.

Jurgita Ludavičienė (Herausgeberin) »kein streicheln. Junge Literatur aus Litauen«, Anthologie, zweisprachig, deutsch von Magda Doering, Berthold Forssman und Markus Roduner, mitteldeutscher verlag, 248 Seiten, Klappenbroschur, 14,95 €

zwei Auszüge litauischer Lyrik finden Sie auf den Seiten 11 und 30 in dieser Ausgabe

Im Klavierhimmel

Außergewöhnliche Pianisten

WEHE, WENN ER LOSGELASSEN!

Als einer der aufregendsten Pianisten seiner Generation ist Daniil Trifonov ein begehrter Gast auf den Musikpodien – ihn als Capell-Virtuosen zu verpflichten, war ein Coup der Sächsischen Staatskapelle. Am 8. Februar gab er ein Klavierrezital in der Staatsoper – ausverkauftes Haus und eine lange Schlange an der Abendkasse.

Kerzengerade saß der Pianist am Flügel, als er Robert Schumanns »Kinderszenen« zeichnete. Bedächtig und pittoresk erstanden die Stücke, mit Leichtigkeit und feinem Strich skizziert. Manches verlor etwas an Spannung in der Bedachtsamkeit, entschädigte dafür aber mit Poesie und feiner Nuancierung, die im leisesten noch zarte Töne und Schimmer unterschied. Und nicht nur das: Daniil Trifonov gelingt es, Schumanns subtile Schattierungen zu ergründen, wo sich andere Pianisten nur im schönen Klang verlieren. So gerieten die Stücke vielschichtig, träumten von der Ferne, hatten den Mutwillen und die Wildheit eines Kindes, – waren aber meist etwas beherrscht (so wie man sich Kinder eben wünscht: lebhaft, aber nicht zu wild).

Schumanns Toccata Opus 7 war von kontrollierter Rasanz geprägt, schien anfangs noch nicht ganz frei. Doch dann, in einer Umkehrfigur, blitzte Ambivalenz auf. Hier zeigte sich, daß Daniil Trifonovs stupende Technik nur das Mittel ist, die inneren Welten zu offenbaren. Mit der entfachten Lebhaftigkeit stürzte sich der Pianist auf die Figuren der »Kreisleriana«, die er unentwegt antrieb, als wäre er der Zauberlehrling, der sich an der eigenen Kunst berauscht und nicht genug bekommen kann. Daniil Trifonov blieb dabei, verrätselten, verschlüsselten Gedanken zu fol-

lesen Sie weiter auf Seite 12

(1855 bis 1919)

Ariadne auf Naxos

(908 x 1328 mm, 1877)

© Quelle: Watts Galery / The de Morgan Foundation

(*1984)

Nicht mehr

Erzähl mir von der Haut, die du nicht mehr berühren wirst.
Woraus besteht sie – aus zunehmendem Mond, Baum oder
Wind?

Gott hat, als er uns malte, nur ungelenk ausgeschüttet
einen Schatten und dann noch einen, der das Licht löscht.

Erzähl mir die Stadt vor der Querung des Morgenrotdeltas
Erzähl mir die Wehrmauern Stein um Stein dann,

auf dass ich sie einzeln bis morgen früh zu entfernen vermöchte.
Der Traum aber blieb stecken, der Wald ist vergilbt über Nacht.

Sag mir die Zauberworte – wie viele davon muss ich mir merken
und wie viele Labyrinthe ohne Faden durchgehen lernen?

Da liegen zwei erschrockene Stillen, so ohrenbetäubend,
lautlos presst sich das Fossil in den Kalkstein der Schaflosigkeit.

Sprich ihn aus, den Fluch, damit Mond, Bäume und Wind
auf die Haut malen, die du nicht mehr berühren wirst.

Sag es, – um deine Liebste voller Licht anzulächeln,
Zurück aus dem Wald, der in Sekundenschnelle vergilbt ist.

deutsch von Markus Roduner

gefunden in: »Kein streicheln – Junge Literatur aus Litauen«, mitteldeuscher verlag

gen, Charakterstudien zu entwerfen und immer neu zu übermalen, spukhafte Schattenbilder zu entwerfen.

Mit Einsatz: Daniil Trifonov, Photo: Sächsische Staatskapelle Dresden, © Matthias Creutziger

Auch nach der Pause verschmolz der Capell-Virtuos zu einer Einheit mit dem Steinway, als seien beide ein symbiotisches Klangtier. Auszüge aus Dmitri Schostakowitschs Präludien und Fugen Opus 87 waren vielleicht die größte Offenbarung dieses Abends, in der sich Klarheit der Architektur und Stimmungen ergänzten. Schostakowitsch hat den Stükken die Ebenen von Aussage und Empfindung eingepflanzt, Daniil Trifonov erweckte diese Verflechtung zum Leben. Ob perlend wie ein Frühlingsregen, mahnend, im gewitzten Kanon oder eine Sentenz formulierend – das Gewebe von Motiven, Zitaten und Impressionen bereitete unter diesen Händen ständig Entdeckungen.

Mit Igor Strawinskys »Trois movements de Pétrouchka« entfachte der Pianist abschließend noch wild, wild, wild einen burlesken Derwischtanz.

MEISTER DES GESANGS

Nur wenige Tage später kehrte Radu Lupu wieder einmal nach Leipzig zurück. Auf seinem Programm standen Joseph Haydn, Robert Schumann und Peter Tschaikowski.

Verblüffend schon Joseph Haydns Variationen f-Moll Hob. XVII:6, vereinigen sich hier doch die freien, phantasievollen Elemente mit jenen der durchaus strukturierten Sonate. Mehrteilig mit Andante, Trio, Variationen und Finale gestaltete der 61jährige Komponist das »Übungsstück« für seine Schülerin Barbara von Ployer – »Übungsstück«? Wohl kaum, verlangt es doch neben phantasievollem Spielwitz auch technischen Anspruch und nicht zuletzt musikantische Fähigkeiten. Radu Lupu ging das Werk bedächtig an, tupfte das Motiv zart, ließ den Steinway singen, als sei Haydns Werk eigentlich ein Lied für Sopran.

Zarte, bedächtige Töne fand Radu Lupu gleichermaßen in Robert Schumanns Phantasie C-Dur. Dem Opus 17 – ebenfalls ein strukturierter Mehrteiler – gab der Pianist eilende Leichtigkeit mit, beschwor Farben und erneut Gesang, und mit der erforderlichen Leidenschaft ließ Lupu den Flügel hymnisch klingen. Und dennoch schien Radu Lupu (gerade im Vergleich mit seinen letzten Auftritten hier) ein wenig gebremst.

Peter Tschaikowskis »Jahreszeiten«, die an diesem Abend im Zyklus erklangen, stattete Radu Lupu gleichermaßen mit Farbigkeit und Liedqualität aus. Besonders leicht, fröhlich, mit Aufwind gelang der April, dem ein wonniger Mai folgte. Dagegen hatte der Februar trotz allen Feuers noch gehemmt gewirkt. Die Melancholie der russischen Seele fand Lupu vor allem im Juni und November.

Mit Franz Schuberts Impromptu Ges-Dur verabschiedete sich Radu Lupu von seinem Leipziger Publikum.

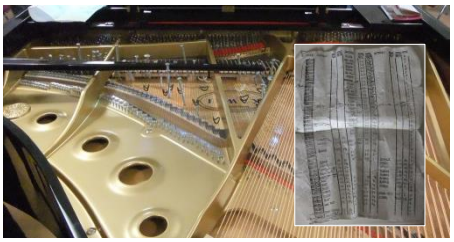
SCARLATTI TRIFFT CAGE

Dem Papier nach liegen die Welten der beiden Komponisten Domenico Scarlatti und John Cage weit auseinander. Daß dem nicht so ist, bewies David Greilsammer am 5. März im Jagdschloß Graupa mit einem der spektakulärsten Klavierkonzerte, die man in Dresden und Umgebung zuletzt erleben durfte.

Der Italiener Domenico Scarlatti erfand zwar nicht die Sonate für Klavier bzw. Tasteninstrumente, prägte aber ihre Form im frühen 18. Jahrhundert wesentlich und beeinflußte auch deutsche Komponisten. Der Amerikaner John Cage wiederum suchte mehr als zweihundert Jahre später ganz neue Formen und brach – scheinbar – mit den Traditionen, die von Scarlatti, Mozart oder Beethoven überliefert worden waren.

Oder nicht? Vielleicht nicht ganz, denn bei näherer Betrachtung stellt man fest, daß beide gleichermaßen frei und offen mit ihren Instrumenten experimentierten, einen neuen Klang suchten, eine neue Sprache. Der Pianist David Greilsammer bezeichnet beide folgerichtig als »Erfinder« und spielte in seinem Programm wechselweise Sonaten beider Komponisten. Während Scarlatti noch der uns geläufigen Tonalität verhaftet ist, löste Cage diesen Zusammenhang auf und bezog sich nicht mehr auf Dur und Moll. Mehr noch: Cage hat in einem detaillierten Plan festgelegt, wie die Saiten des Klavieres mit Schrauben, eingeklemmten Gummis, Holz und ähnlichem zu präparieren sind – auch hier also suchte er nach neuen Klängen.

Für die Besucher ergab sich schon beim Betreten des Konzertsaales ein ungewohntes Bild: statt gerader Stuhlreihen und einem Instrument an einer der Saalseiten gab es zwei mit den Tastaturen einander zugewandte Flügel, die Zuhörer saßen in Ovalen darum herum. David Greilsammer nahm auf einem Drehhocker Platz, um nach jedem Stück das Instrument zu wechseln – Scarlatti erklang auf dem wunderbaren hauseigenen Bösendorfer, Cage auf einem zusätzlich gemieteten und präparierten Flügel. Und die Rechnung ging auf – die Werke fügten sich ineinander, als lägen nicht mehrere Generationen zwischen ihnen. Jegliche Gegensätze erwiesen sich als reizvoll, mitunter spiegelbildlich.



Im Innern des Flügels (rechts: Präparationsanleitung), Photo: NMB

Zunächst waren die Klangwelten noch höchst unterschiedlich. Auf Scarlattis Sonate K 213 in der Nähe zur Fuge folgte die minimalistische XIV John Cages. Auch später erklang der Italiener öfter silbrig perlend oder sanft plaudernd, der Amerikaner wie eine defekte Spieluhr oder im weiten Klangkosmos versunken. Aber so simpel war es denn doch nicht, nicht zuletzt, weil Greilsammer Kontraste zu finden und Betonungen zu setzen wußte. Domenico Scarlattis a-Moll-Sonate K. 175 beflügelte er mit eruptivem Impetus, Cages leise gespielte Sonate XVI schien Scarlattis überwältigende Sanftheit aus K. 87 aufzunehmen. Dieses Bespiegeln und Fügen der fünfzehn Stücke geschah so ohne jede Brechung, daß man meinen konnte, das Werk sei von Scarlatti und Cage von vornherein als Zyklus angelegt! David Greilsammer schloß mit Scarlattis D-Dur-Sonate K. 492, die Händel (der Scarlatti getroffen und der am Konzerttag Geburtstag hatte) zu grüßen schien.

In seiner Zugabe verband der Pianist die beiden Klangwelten noch dichter und wiederholte K. 141, nun jedoch auf dem präparierten Klavier.

Geschichte dreier Generationen

Catherine Banner »Die langen Tage von Castellamare«

Es ist ein Buch voller Erzählungen, mit dem Catherine Banner ihren »ersten Roman für Erwachsene« (Klappentext) vorlegt. Er schildert die Leben einer Familie auf der (fiktiven) Insel Castellamare, wenige Meilen vor der Küste Siziliens liegend. Die Menschen, die hier leben, lieben die Insel – oder haben den innigen Wunsch, sie zu verlassen. Lange Zeit überdauern in dieser Abgeschiedenheit noch Gewohnheiten, die anderswo längst verlorengegangen sind. Lange Zeit handelt man miteinander ohne Geld, hier, wo Sizilien als »das Festland« gilt…

Doch isoliert ist Castellamare nicht, war es nie – das Eiland wird nicht erst in unseren Tagen von Krise und Touristen heimgesucht. Schon früher kamen Besucher an, Menschen, die blieben. Amedeo Esposito, der als Findelkind aufwuchs, findet hier die einzige Stellung, die man dem jungen Arzt bietet. Er wird bleiben – und sich verlieben. Er wird als Fremder aufgenommen, erlebt Kriege. In einer Nacht kommen zwei Kinder zur Welt: das seiner Frau und das

seiner Geliebten…

Leseprobe

Statt auf den langsamen Eselskarren zu steigen, rannte der Arzt durch die zum Leben erwachenden Straßen. Die Zikaden hatten angefangen zu singen. Licht drang in die Gassen und auf die Plätze. Die Weiden vor den Häusern schwankten im Wind und raschelten ungeduldig. Im Laufen spürte er Licht, das von überall her zusammenströmte, die ganze Welt schien damit aufgeladen.

Pinas Schlafzimmer roch nach Blut und Anstrengung. Gesusina döste, aufrecht auf einem Stuhl am Fußende des Bettes. Auch der Säugling schlief, an die Brust seiner Mutter geschmiegt. »Verzeih, amore«, sagte er.

»Es war einfacher, als ich dachte«, erwiderte Pina mit ihrem üblichen Sinn fürs Praktische. »Die ganze Angst, und dann war es in einer Stunde vorüber! Gesusina und ich haben es ganz gut ohne dich geschafft.«

Zum Bild der Insel gehören viele Familien und Personen, wie der alte Rizzu, der Fischer Pierino, die älteren Scopa-Spieler, der (ehemalige) Conte. Auf Amedeo und seine Frau Pina folgen Mariuzza und Robert, die dritte Generation (es ist gleichzeitig jene der Autorin) ist die Maddalenas. Menschen kommen auf die Insel, andere verlassen sie oder kehren nicht aus dem Krieg heim.

Mit einem der ältesten Häuser, das viele Erdbeben und Erschütterungen überstanden hat, dem »Haus am Rande der Nacht«, beschwört Catherine Banner ein geradezu magisches Bild. Es ist der Schlüsselort, in den sich der Leser hineindenken kann, den er lieben lernt wie auch dessen Bewohner, die von Klugheit und Sanftmut geleitet werden, selbst wenn ihre Kinder manchmal wild sind.

Robert, für den es kein größeres Glück gab, als an Sonntagnachmittagen mit ihren Söhnen an den Strand zu gehen, sich in heißen Nächten an sie zu schmiegen, dem Atem der Palmen vor dem Fenster zu lauschen, auf der Veranda zu sitzen, nachdem das Tagewerk vollbracht war, und wenn er die Zahlen im Rechnungsbuch addierte, breitete er alle möglichen schillernden Spekulationen vor ihr aus. Seine Erwartungen waren rührend bescheiden.

Nicht immer jedoch kann der Roman mit Dichte und Sinnlichkeit überzeugen. In den vielen Geschichten – Amedeo als eine der zentralen Figuren und »Auslöser« ist selbst ein Geschichtensammler – häufen sich Fakten und Anekdoten, kommen über den Rang einzelner Erzählungen aber nicht hinaus. Auch versucht die Autorin am Schluß der Kapitel, mit Kommentaren und Ausblicken bis hin zu »Cliffhangern« à la Hollywood (»Sie sollten sich nie lebend wiedersehen.«, »Und dieser Krieg sollte Amedeos Söhne nacheinander von der Insel holen.«, »Aber es war, als wüsste ihr Vater bereits, dass die Jungen nicht wieder heimkehren würden.«), die Spannung künstlich zu steigern. Es dauert einige Zeit und viele Seiten, bis sich aus dem Geflecht ein Gewebe entwickelt, in das der Leser eintauchen und Nähe fühlen kann, die sich aber schließlich aus den Lebensläufen, den Leben ergibt. Mag sein, daß Catherine Banner (1989 geboren) hier noch nicht jene Lebenserfahrung hat, eine größere Innigkeit zuzulassen, aber vielleicht war das Projekt eines Epos‘ auch zu reizvoll, um eine knappere Form (oder drei Erzählungen als Fortsetzungen) zu wählen.

Maria-Grazia staunte, dass ihre Söhne auf derselben Insel, auf der sie Schnecken gesammelt und Zichorien gemahlen hatte, auf der Robert mit hohem Fieber an Land gespült worden war, als es kein Penicillin gab, mit ansehen sollten, wie Menschen ins All katapultiert wurden. Doch da sie die Außenwelt nur in Bepes Fernsehapparat und auf Zeitungsseiten sah, fiel es ihr schwer, sich nicht jeden anderen Teil der Welt außer Castellamare in Schwarzweiß vorzustellen.

Sobald man sich jedoch über die erste Hälfte (von immerhin über 400 Seiten) hinweggelesen hat, gewinnt das Buch aus der Geschichte seiner Familien, aus den Rückblicken und der Stetigkeit des Überdauerns und Neuentstehens. »Die langen Ta-

ge von Castellamare« überstreicht einen Zeitraum von über einhundert Jahren (von vor dem ersten Weltkrieg bis ins neue Jahrtausend) und benötigt dafür gerade drei Generationen, die mit ihren langen Lebensläufen für Erfahrung und Hoffnung stehen. Und die jüngste ist noch gar nicht vollendet…

Für Leseratten, Liebhaber von Familiengeschichten und Meersüchtige.

Catherine Banner »Die langen Tage von Castellamare«, Roman, deutsch von Marion Balkenhol, List, 480 Seiten, fester Einband, Schutzumschlag, 18,- €, auch als e-Book (14,99 €)

Neuauflage: »Waldsteinsonate«

Hartmut Langes erster Novellenband

Wenige Tage vor Drucklegung dieser Ausgabe feierte Hartmut Lange seinen achtzigsten Geburtstag. Der Diogenes Verlag hat zu diesem Anlaß seinen ersten Novellenband (Ersterscheinung: 1984) »Waldsteinsonate« neu herausgegeben.

Was so wunderbar nach Musik klingt – Beethovens Opus 53 spielt in der Tat eine Rolle in der titelgebenden Novelle – offenbart jedoch die dunklen Seiten, die manchmal am Schönen zu kleben scheinen, es beschmutzen oder einen Schatten darauf werfen. Friedrich Nietzsche als Gefangener der Selbstbeobachtung, dessen Gedankenwelten, theoretisierend und abstrakt die eine, in überempfindlicher Erregung auf seine Umgebung achtend die andere, lassen sich kaum noch trennen. Hier, in Turin, hatte Nietzsche – nach unserem heutigen Kenntnisstand – einen geistigen Zusammenbruch. »Wahnzettel«, die der Philosoph an Freunde schrieb, zeugen davon. Hartmut Lange versetzt seine Leser in die Position Nietzsches, des Bedrängten, der sich durchaus bewußt ist, wie er – neurasthenisch – auf seine Umwelt wirkt, der aber auch nicht mehr klar unterscheiden kann, wer der Gast in seinem Zimmer ist – oder ist da gar keiner?

Leseprobe

Man sah ihm zu oder tat doch zumindest alles, um einen offenbar gereizten Gast, dessen Sprache niemandem geläufig war, freundlich zu behandeln. Dies bemerkte er. Er wollte noch etwas sagen. Er wollte darauf hinweisen, dass er bereit sei, nicht immer nur über sich selbst zu reden. Er liebe sich nicht so sehr, wie es den Anschein habe. Er bewundere vielmehr die stillen, zarten Naturen, jene, die lieber vergehen, bevor sie sich unter die Erde lächeln lassen, die in der Einsamkeit ihren Peinigern Werke hinterlassen, die diese dann, jetzt im Lächeln der Anerkennung, als Produkt ihrer Verständigkeit anpreisen.

(aus: »Über die Alpen«)

Ist es der »nächstfolgende Schritt« aus diesem Gefangensein, den Heinrich von Kleist geht, als er gemeinsam mit Henriette Vogel, die er sich für diesen Zweck als »Begleiterin« wählt, Selbstmord begeht? »Im November« heißt die Novelle, in der Hartmut Lange Augenblicke aus den letzten Stunden dieser beiden Menschen einfängt. Nicht dramatisch überspitzt, sondern mit der Ernsthaftigkeit, beinahe Sachlichkeit, mit der sie letzte Handlungen beschließen, Worte in Abschiedsbriefen und -gedanken formulieren, Sorge tragen, daß ihre Nachrichten nicht zu früh in Berlin eintreffen, damit niemand ihr Vorhaben verhindern möge. Es ist einer der stillsten Texte in diesem Buch, der eine Szene am Stulper Loch beschreibt, in der es zu schneien beginnt, Kaffee gereicht wird, doch ein Idyll bleibt ihr versagt.

Als die Glocken der benachbarten Kirche zu läuten beginnen, als er das GLORIA IN EXCELSIS DEO darin zu vernehmen meint, hält er nicht mehr stand. Er schleicht mit eingezogenem Kopf und immer darauf achtend, dass man ihn nicht sieht, wie ein Dieb jenem Schuppen zu, der ihm vertraut ist und dessen Eingang wie immer offen steht. Er tritt ein, schließt sorgfältig die Tür.

(aus: »Seidel«)

lesen Sie weiter auf Seite 18

(1803 bis 1839)

Siesta

Kein Bienenflügel surrt durch stille Blumen streichend,
Und alles schläft in großen Wäldern sonnenmüd,
Wo unter dichtem Laub gedämpftes Licht erblüht,
Dem weichen, dunklen Samt smaragdner Moose gleichend.

Die Mittagshelle, die durch finstres Laubdach schleichend,
In meinen matten halbgeschlossnen Wimpern sprüht,
Schlingt Blitz um Blitz zu scharlachfarbnem Netz, das glüht
Und wächst und sich verformt, erneutem Dämmer weichend.

Prunk voller Schmetterlinge fliegt zum Feuerflor,
Den Sonnenstrahlen weben, schwank ein Schwarm empor,
Berauscht vom Duft der Säfte und vom glühen Lichte.

Und bebend zieh ich all die feinen Fäden an
Und schließ ins goldne Maschwerk dieses Netzes dann,
Wohlklänge haschend, meine flackernden Gesichte.

*nach der deutschen Übertragung von Emil von Gebsattel**

gefunden in: José Maria Heredia »Trophäen«, Hyperion-Verlag Hans von Weber, München, 1909
**Korrektur von »Prunkvoller« in Zeile 9 – offenbar ein Erratum, im Titel wurde die deutsche Übersetzung »Mittagsruhe« unserem heutigen Sprachverständnis entsprechend durch das Original ersetzt*

(1874 bis 1931)

Mal de Amores

(Ölfarbe auf Leinwand, 2000 x 1430 mm, 1905)

© Quelle: museo de bellas artes de córdoba

Hartmut Lange »Waldsteinsonate . Fünf Novellen«, Diogenes, 130 Seiten, fester Leineneinband, Schutzumschlag, 20,- €, auch als e-Book (16,99 €)

Und auch mit Franz Liszt, der – unzeitgemäß – im Führerbunker auftaucht und versucht, mit seinem Spiel – das zu unterbrechen oder währenddessen den Saal zu verlassen sich nie einer seiner Zuhörer erlaubt hätte! – und Ludwig van Beethovens »Waldsteinsonate« zu verhindern sucht, daß Magda und Joseph Goebbels ihre Kinder ermorden.

Als es Nacht war, saß er im Schein einer Lampe und fand, je gründlicher er seine Papiere sortierte und je vorbehaltloser er diesen und jenen Gedanken verbessern wollte, dass er alles gesagt hatte.

»Das Denken ist ein zersetzendes Gift«, schrieb er noch, »es wird mich töten, da es mir nicht gelingt, wie die Lilie auf dem Felde, einfach nur da zu sein und zu blühen, ohne zu wissen, warum.« Dann löschte er das Licht und versuchte zu schlafen.

(aus: »Über die Alpen«)

Es sind feine vergangene Welten, Menschen aus oberen Kreisen oder der Hochkultur, die in den fünf Stücken auftreten. Selbstverständlich spricht Liszt eine Frau mit »Madame« an.

Hartmut Lange behält diese sprachliche Eleganz auch sonst bei. So versinken seine Bilder trotz Wahnsinn und Tod nicht in Düsternis, sondern enthalten kunst- und gedankenvolle Momente.

Der König tanzt!

Lullys »Phaëton« konzertant vom Sinfoniechor aufgeführt

Er war einer der brillantesten und schillerndsten Musiker Europas und als Hofkompositeur des »Sonnenkönigs« Louis XIV. unter anderem dafür verantwortlich, dessen musikalische Bedürfnisse zu befriedigen: Jean-Baptiste Lully (1632 bis 1687). Keiner vermochte dem so perfekt zu entsprechen wie er. Und Musik, Theater, Oper, das bedeutete vor allem: Ballett. Das Ballett ist in Frankreich seit jeher tief verankert, nicht nur als eigene Gattung, sondern als Teil der Oper, das ist bis in unsere Tage hinein so. Viele Komponisten haben deshalb später noch Ballettnummern in ihre Werke eingeschoben, selbst ein gewisser Herr Wagner, wobei der dabei (erneut) einen Skandal heraufbeschwor, aber das ist eine andere Geschichte…

Einen Skandal wollte Lully wohl keinesfalls. »Phaëton« sollte unterhalten, ein wenig lehrsam sein, erfreuen, keineswegs anecken. Anzuecken hätte sich auch nicht mit dem Anspruch an Grazie und Eleganz verbinden lassen, welche höfische Etikette wie Tanz sie erfordern. Worum geht es? Um das »Goldene Zeitalter«, das wieder herbeigesehnt wird. Meropos, der König von Ägypten, will seinen Nachfolger bestimmen, der zudem seine Tochter Libye heiraten soll. Libye liebt aber Épaphus – auf den die Wahl nicht fällt. Sie fällt auf Phaëton, der eben noch mit Théone liiert war, diese aber unter den neuen Umständen allzuleicht und pragmatisch aufzugeben bereit scheint. Phaëton soll einen Nachweis seiner Herkunft – er ist der Sohn des Sonnengottes (!) – erbringen, Eifersüchteleien heizen die Situation an. Phaëton, der scheinbar alles gewonnen hat, schwingt sich jedoch zu hoch aufs Roß, in diesem Fall den Sonnenwagen, und stürzt damit ab.

Was einfach nach lustiger Komödie und Variation einer bekannten Geschichte klingt, ist vor allem eines – Theater! Ein musikalisches, heiteres, geistvolles Theater. Und so, wie es der Sinfoniechor, die Batzdorfer Hofkapelle und ihre Solisten im Januar in der Dresdner Annenkirche aufführten, hatte es Esprit und in höchstem Maße Verve – trotz nur konzertanter Fassung. Nicht unwesentlich dafür war die lebendige Musizierweise der in diesem Bereich sehr erfahrenen Batzdorfer, welche schnell einmal die Instrumente wechselten und Flöten gegen Oboen oder Laute gegen Gitarre tauschten oder gar als Multiperkussionist auf-

traten wie Thomas Friedlaender (sonst auch gern am Zink).

Sinfoniechor Dresden, Solisten, Batzdorfer Hofkapelle, Photo: Sinfoniechor Dresden e. V.

Mit sonnenklarer Wohldosiertheit konnte der Chor seine Passagen bestreiten, als (verschiedene) Gefolge, als Stunden (Szene bei den Jahreszeiten, mit Glöckchenschlägen untermalt). Ein tänzerischer Rhythmus schien hier in allem, nicht erst in einer Passacaglia zu liegen. Für die (leider!) einmalige Aufführung hatte man sich der Solisten Hanna Herfurtner, Constanze Backes und Julla von Landsberg (Soprane), Yosemeh Adjei (Countertenor), Johannes Weiss (Tenor), Ingolf Seidel (Bariton) und Johannes Schmidt (Baß) versichert, unter denen besonders Julla von Landsbergs süßes Liebesschmachten und Johannes Schmidts kerniger Baß hervorstachen. Geschmeidig und mit weichen Konsonanten überzeugte erneut Yosemeh Adjei, während Johannes Weiss' Phaëton launisch und allzu anpassungswillig schien – geschah ihm also recht!

Jörn Hinnerk Andresen leitete durch die fast drei Stunden und moderierte mit kurzer Inhaltsangabe und Vermittlung die fünf Akte. Den König hätte es sicher auch gefreut!

Carson McCullers »Die Ballade vom traurigen Café«

Von der Rückkehr der Vergangenheit

Am 19. Februar feierte die Literaturwelt den 100. Geburtstag der amerikanischen Schriftstellerin Carson McCullers. Als »Das Herz ist ein einsamer Jäger« erschien, ihr berühmtester Roman, war die Autorin gerade 23 Jahre alt. »Die Ballade vom traurigen Café« wurde erstmals 1945 in einer amerikanischen Zeitschrift veröffentlicht und 1951 in einem Sammelband mit anderen Erzählungen herausgegeben. Zehn Jahre später erschien die deutsche Übersetzung bei Diogenes (1971 überarbeitet).

Die »Ballade vom traurigen Café« spielt in einer kleinen Stadt der Südstaaten. Die Sommer sind heiß, die Winter kurz und kalt, es gibt Baumwolle und eine Baumwollspinnerei, Kettensträflinge, die an der Forks Falls Road arbeiten, und verkrüppelte Pfirsichbäume. Das Leben ist geprägt vom gewohnten Tagesrhythmus und der Arbeit, nur manchmal singen die Kettensträflinge oder »eine Frau mit hoher, leidenschaftlicher Stimme, und die Melodie hat weder Anfang noch Ende, sondern besteht nur aus drei Noten«.

Leseprobe

Wenn man an einem Augustnachmittag die Hauptstraße entlangspaziert, kann man wirklich rein gar nichts unternehmen. Das größte Haus, genau in der Mitte der Stadt, ist ringsum mit Brettern vernagelt und neigt sich so weit nach rechts, dass es jede Minute einzustürzen droht. Es ist ein altes Haus, und irgendwie sieht es seltsam und wunderlich aus und berührt einen ganz eigenartig, bis man plötzlich bemerkt, dass früher einmal die rechte Seite der Vorderveranda und ein Teil der Wände einen Anstrich erhalten haben, doch war die Arbeit nicht beendet worden, so dass die Hälfte des Hauses dunkler und schmutziger aussieht als die andere. Das Haus sieht verlassen aus.

In diesem Haus befand sich früher einmal ein Kaufladen, der Guano, Futtermittel und Landesprodukte feilbot. Miss Amelia, die immer »Miss Amelia« bleiben wird, obwohl sie doch für zehn Tage mit Marvin Macy verheiratet gewesen ist, hatte das Geschäft von ihrem Vater geerbt. Schlaksig, braungebrannt und praktisch ist Amelia, handwerklich begabt. Sie führt den Laden weiter, brennt erstklassigen Whisky, stellt Sirup und Arzneien her und heilt nebenbei die Krankheiten ihrer Kunden. Sie ist die Herrin ihres Reiches, welches respektiert wird – niemand wagt es, hier einzudringen.

Bis eines Tages ein Buckliger

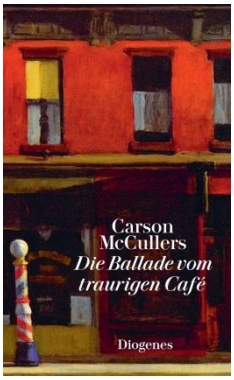
auftaucht, eine traurige, groteske Gestalt, die gerne den Gaukler spielt, einen aufdringlichen, häßlichen. Er, »Vetter Lymon« genannt, gewinnt das Herz Miss Amelias und bezieht ein Zimmer in ihrem Haus, vielleicht auch eines in ihrem Herzen. Weshalb, bleibt rätselhaft, für die Bewohner der Südstaatenstadt ebenso wie für die Leser. Mit seinem Auftauchen ändert sich etwas Grundlegendes in Miss Amelias Geschäft: statt den Whisky nur an der Hintertür zu verkaufen, beginnt sie ihn auszuschenken. Nach und nach wird aus dem Laden ein Café.

Nun müssen wir einige Zeit verstreichen lassen. In den nächsten vier Jahren passierte nicht viel Neues. Große Veränderungen finden statt, aber sie vollziehen sich Schritt für Schritt, und jeder einzelne dieser Schritte scheint an und für sich nicht weiter bedeutsam. Der Bucklige wohnte auch weiterhin bei Miss Amelia. Das Café vergrößerte sich allmählich. Miss Amelia begann, ihren Whisky glasweise auszuschenken, und im Laden wurden ein paar Tische aufgestellt. Jeden Abend fanden sich Gäste ein, und sonntags war es immer gesteckt voll. Miss Amelia begann, abends Tellergerichte mit gebratenem Katzenwels zu servieren, den Teller für fünfzehn Cent. Der Bucklige beschwatzte sie, ein schönes Pianola anzuschaffen. Nach zwei Jahren hatte sich der ehemalige Laden in ein Café umgewandelt, das jeden Abend von sechs Uhr bis Mitternacht geöffnet war.

Carson McCullers ist eine Meisterin der Stimmungen, sowohl der Stadt als auch der Menschen. So vermeint man fast die heiße Atmosphäre zu spüren, die sich lähmend, behäbig und klebrig auf alles legt, ebenso den kalten Regenschauer oder plötzlich herabfallenden Schnee. Wie das Summen der Moskitos liegt oft eine Spannung in der Luft, die darauf wartet, daß sich etwas entlädt. Und immer ist jemand dabei, der wartet, zuschaut. Zum Beispiel, als Marvin Macy nach Jahren im Zuchthaus wieder auftaucht.

Vetter Lymon fand es an jenem Abend langweilig. Es war nicht viel los, und trotz der Hitze waren die Gäste guter Laune. […] Der Mondschein lag grell auf der staubigen Straße, und die verkrüppelten Pfirsichbäume standen schwarz und unbeweglich: kein Lüftchen regte sich. Das schläfrige Summen der Sumpfmoskitos betonte noch die Stille der Nacht. Die Stadt schien dunkel dazuliegen, nur unten am Ende der Straße, rechter Hand, flackerte eine einzelne Lampe auf.

Träge und gebremst laufen die Bewegungen ab, langsam entwickeln sich die Situationen, fast wie in Zeitlupe. Wie gut – sonst wäre das Haus, das »jede Minute« einzustürzen droht, sicherlich schon umgefallen – ein kleiner Stoß würde wohl genügen. Aber es steht dort noch, in Hitze und Staub, so wie die verkrüppelten Pfirsichbäume…



Carson McCullers »Die Ballade vom traurigen Café«, deutsch von Elisabeth Schnack, Roman, neu erschienen als besonderes Taschenbuch »Deluxe« bei Diogenes, 144 Seiten, Broschur in Buchleinen, Lesebändchen, 12,- €, ältere Ausgaben bei Diogenes, Fischer, Volk und Welt sowie im Insel-Verlag, auch als Hörbuch (Diogenes, Sprecherin: Elke Heidenreich)

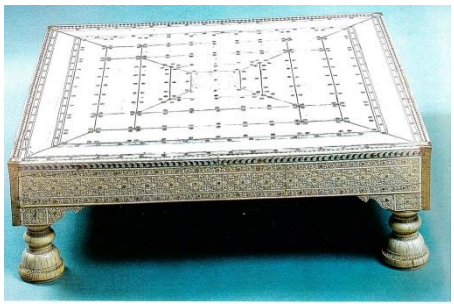
Miniatur-Geschichten

Die Sammlung indischer Malerei im Dresdner Kupferstich-Kabinett

Das Dresdner Kupferstich-Kabinett macht im Rahmen seiner derzeitigen Sonderausstellung indische Miniaturmalereien und andere Kunstobjekte aus eigenen Beständen, die lange Zeit in den Depots schlummerten und erst kürzlich wiederentdeckt wurden, der Öffentlichkeit zugänglich. Ergänzt um Leihgaben sind sie zentraler Angelpunkt der dreiteiligen Ausstellung Dresden – Europa – Welt.

Die ausgestellten Werke der Mogulmalerei entstanden (wesentlich) zwischen dem Ende des 17. und dem Beginn 18. Jahrhundert im Gebiet des südindischen Dekkan-Plateaus, Golkonda war hier ein wichtiges Zentrum. Von hier erlebten die indische Malerei und ihre Minia-

turen eine große Verbreitung, nachdem sie schon im 16. und 17. Jahrhundert an den Fürstenhöfen der Modul- und Dekkanherrschaft erblüht waren. Die zunehmende Beachtung führte zu einer größeren Aufnahme, auch europäische Gelehrte, Wissenschaftler und Maler wurden darauf aufmerksam – und Landesherren. So kam eine Reihe mit Fürstenportraits bereits an den Hof August des Starken und zeugt – wie Sammlungen mit anderen Länder- oder Kulturschwerpunkten – von der Zugewandtheit des Sächsischen Hofes gegenüber fremden Künsten. Die Begeisterung für außereuropäische Kunst führte schon damals zu einem gegenseitigen Austausch. Die in den Bildern eingeschlossene Darstellung religiöser Toleranz weist uns darauf hin, daß die Aufgeschlossenheit durchaus gegenseitig oder umfassend gewesen ist, wobei natürlich nicht übersehen werden sollte, daß diese Auffassung dennoch nicht »global« zu verstehen ist – auch damals gab es unterschiedliche Sichtweisen.



Elfenbeintisch mit Messingverzierungen, 17. Jahrhundert, Museum für Asiatische Kunst Berlin / private Sammlung, Photo: privat

Ein zweiter Teil der Bestände des Kupferstichkabinetts entstammt dem Nachlaß des Philosophen und Indologen August Wilhelm Schlegel (1767 bis 1845). Über Portraits hinaus enthalten diese Bilder eine Vielfalt szenischer Darstellungen, sind gleichzeitig Zeitzeugnisse. Einige weisen eine Rahmung auf, die heute fremd und nicht zu den Bildern gehörig wirkt. Solch profilierte Holzrahmen benutzte man in Indien nicht, zudem ist ihre Plastizität nur vorgetäuscht – aus der Nähe betrachtet entpuppt es sich als Illusionsmalerei. Trotzdem ist nicht auszuschließen, daß die Rahmen in Indien hergestellt wurden, um europäischen Geschmack zu befriedigen.

Ergänzt wird die Sonderausstellung um Objekte, wie sie auf den Miniaturen häufig dargestellt sind. Ein Palasttisch aus Elfenbein, Metallgefäße, eine Wasserpfeife, Waffen und Münzen. Wer hier aber die bekannte üppige Prachtentfaltung durch wuchernde Verzierungen erwartet, wie sie im 19. Jahrhundert an den Höfen der Maharajas üblich wurde, wird enttäuscht. Das Ornament wird sparsam eingesetzt und unterstützt die angestrebte edle und vollkommene Form – Art Deco und Moderne könnten hier gelernt haben. Eine Spezialität des Dekkan waren durch Säureeinwirkung geschwärzte Gefäße – eine Technik, die dort erfunden wurde (»Bidri-Ware«). Ihre Wandung kontrastiert mit Einlagen aus Silber und Messing in einem festlichen, fast heraldischen Dekor.

Von zahlreichen Museen (British Museum London, Rijksmuseum Amsterdam, Albertina Wien, Bibliothèque nationale Paris, Museum für Asiatische Kunst Berlin) sowie Privatsammlern wurden Leihgaben für die Ausstellung zur Verfügung gestellt. So zeugt schon eine Mitte des 17. Jahrhunderts entstandene Zeichnung Rembrandt van Rijns (Feder und Pinsel), die einen Mogulherrscher darstellt, vom Austausch in früheren Zeiten und der europäischen Rezeption indischer Kunst (Leihgabe der Albertina).

Messingflasche (Karaffe), Ende 16. / Anfang 17. Jahrhundert, private Sammlung, Photo: NMB

Der aufwendige Prozeß des Malens, des Auftragens von Pigmenten oder Gold oder Silber, des Glättens und Neuauftragens, aus welchen eine schier

lesen Sie weiter auf Seite 24

(1855 bis 1940)

Orangenzweig

(Öl auf Holz, 432 x 320 mm, 1886)

Quelle: Albertinum / Galerie Neue Meister, Staatliche Kunstsammlungen Dresden
Das Bild ist noch bis zum 28. Mai in der Sonderausstellung »Unter italischen Himmeln« zu sehen.

Entwurf einer Ouvertüre

(für den Gaukler)

Gestern schien es noch, als wären
Wir in Wind und Schnee gefangen,
Als ein Vorhang, aufgegangen,
Offenbarte Frühlingssphären.

Goldenhell ein Sonnenstrahl
Zaubert Leben gleich hinzu
Blätterspitzen, Blütenduft
Und – ja, *ach!* – da kamst auch *du!*

Wie an Frühlings mildem Saume
Tänzeltest du – Lebenskünstler!
Leuchtend, lachend und vergnügt,

Ein zitronenreiner Traume,
Ein geheimes Spottgeflüster,
Das die Sonne grüßt und liebt…

unglaubliche Leuchtkraft der Farben und der Glanz der Bilder resultieren, zeigt ein Schaukasten, in dem die Entstehung der faszinierenden Bilder nachstellt wird. Neben dem schieren Farbenreichtum und der Pracht beeindrucken jedoch auch die Formen und Ornamente, welche bis in unsere heutige Zeit als Vorlagen Gültigkeit besitzen.

Dresden – Europa – Welt, dreiteilige Ausstellung im Residenzschloß Dresden: »Miniatur-Geschichten« (Kupferstich-Kabinett), »Woman Cross Media« (Sponselraum) und »Global Player« (Studiolo), Staatliche Kunstsammlungen Dresden, noch bis 5. Juni 2017, ein umfangreicher Katalog ist im Sandstein Verlag erschienen (erhältlich im Museum oder im Buchhandel)

Einsteinrätselhaus

Juliana Kálnay »Eine kurze Chronik des augenblicklichen Verschwindens«

Bedenkt man, wie vielfältig Bücher geworden sind, seit es das e-Book gibt, wie liebevoll selbst Nachauflagen und Taschenbücher gestaltet werden, sollte man doch meinen, daß den Lesern eine große Leseneugier unterstellt wird. Doch scheint neben der beim In-die-Hand-nehmen unmittelbar erfahrbaren Gestaltung die Textstruktur, die erst erlesen, also erarbeitet werden muß, weiterhin an ein einheitliches, grobes Raster gebunden, das beinahe ausschließlich einer Einteilung in Lyrik und Romane folgt. Manchmal gibt es noch Erzählungen, aber nur dann (scheint es), wenn sie sich in einem Sammelband vereinen. Nein, »Eine kurze Chronik des augenblicklichen Verschwindens« ist kein Roman, es ist ein freier, experimenteller Text, ein Puzzle, ein Pasticcio, das eine Geschichte erzählt.

Juliana Kálnay beschreibt ein Haus und seine Bewohner, aber nicht als Portrait, sondern so, als sei alles ein Wesen, ein Hauswesen, das sich aus verschiedenen Teilen fügt. Die Bewohner erzählen von sich und den anderen und wechseln dabei die Perspektiven. Auch jene, die als »ich« oder »wir« berichten, sind verschiedene. Manche haben Namen wie Tom oder Lina, manche bleiben das ganze Buch lang namenlos wie Bells Schwester oder Tonis Bruder. Und noch andere werden nur durch Eigenschaften charakterisiert, wie die chronisch Schlaflosen. Viele sind gerade da, andere haben früher einmal hier gewohnt, an sie erinnert man sich nur noch, wie an die Wills und die Morans.

Leseprobe

Ab und zu tanzt, tanzt, tanzt Nina bis zum Morgengrauen und manchmal darüber hinaus, auf dem Treppenabsatz. Sie streift die Schuhe ab, bevor sie die Wohnung betritt. Nina, die den Bruder nicht wecken möchte, der Rest des Hauses kümmert sie nicht, die chronisch Schlaflosen schon gar nicht. In Bells Schwester hat Nina eine Verbündete, und alle anderen können ihr gestohlen bleiben. Nina hält Gleichgültigkeit für Stärke und selektive Taubheit für ein großes Glück. Nina, die gelernt hat, wie man ein falsches Lächeln aufsetzt, und ein echtes Lachen hat, das hell ist und hallt, hallt, hallt, wenn es im Treppenhaus erklingt.

Es sind nicht Selbstdarstellungen oder Nachbarschaftsgeschwätz, das uns Juliana Kálnay erzählt, es sind die Episoden des Hauses, das mit seinen Bewohnern verwachsen scheint, persönliche Sichtweisen, subjektive Eindrücke. So mischt sich eine rätselhafte Spur zwischen die Zeilen, Geheimnisse und unerhörte Begebenheiten, ohne daß diese als Märchen zu kennzeichnen wären. Es sind kleine Wunder, die passieren, wie nebenbei, aus den Augenwinkeln beobachtet.

Chronisch Schlaflose sind Meister der Spekulation. Sie wissen, wie man ein gutes Gerücht streut und haben keine Angst vor Konsequenzen.

[…]

Es ist empfehlenswert, die Haare von chronisch Schlaflosen zweimal wöchentlich zu waschen und zu bürsten. Cremt man ihnen regelmäßig den Rücken ein, bekommen sie eine ganz weiche Haut.

Chronisch Schlaflose haben einen Sinn für die Illusion. Sie behandeln Hoffnungsfunken wie Rettungsseile, werfen Lotteriescheine ein, reden von Träumen wie von Erlebnissen und ver-

knüpfen lose Ereignisse zu einer guten Geschichte.

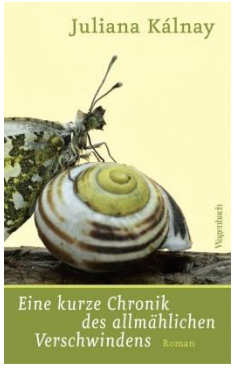
Die Abschnitte – keine Kapitel – folgen einer grundsätzlichen, aber keiner zwingenden Chronologie. Manche sind freier und beziehen sich auf Situationen wie »Hörst du« oder »Rauch«, meist geben sie den Ort an, an dem etwas passiert bzw. wo sich die jeweils erzählende Person befindet (Erdgeschoß, Mitte, 3. Stock links etc.). Es sind Pastiches, die sich ergänzen, wobei man sich beim Lesen erinnern, zurückblättern und suchen oder einen Plan des Hauses aufstellen kann. So wie beim »Einsteinlogikrätsel«, das die Identität und den Wohnort von fünf Personen anhand von Attributen wie Hausfarbe, Nationalität und Lieblingsgetränk, welche direkt oder indirekt benannt bzw. ausgeschlossen werden, eindeutig wiedergibt, kann man auch bei Juliana Kálnay systematisch Wohnungen und Bewohner zuordnen – nur Vorsicht! Hier wird nicht alles aufgeklärt…

Es gibt keinen Geruch, der länger im Treppenhaus bleibt, als der von frisch verbranntem Fleisch, erklärten jene Kinder, die samstags früh keine Zeichentrickserien anschauten und sich stattdessen unter der Treppe, neben dem Kellereingang trafen, um sich dort über einer alten Grillpfanne die Hände zu wärmen.

Es gibt keinen Geruch, der länger im Treppenhaus bleibt, als der von versengten Fotofilmen und Lavendel, sagten die anderen Kinder, die samstags früh auch keine Zeichentrickserien anschauten und sich stattdessen unter der Treppe, neben dem Kellereingang trafen und dort, in derselben alten Grillpfanne, die Fundstücke der Woche verbrannten.

Das Gefüge des Hauswesens erscheint unerschütterlich und sicher. Nicht jeder paßt dazu, manche sind deshalb nur kurz da und ziehen schnell wieder aus. Nicht jeder Mensch paßt in jede Gemeinschaft, aber auch nicht jede Wohnung ist eine Herberge – einige bleiben immer leer. Und so scheint es, daß über die Jahre nur wenige Menschen kommen, und von denen, die gehen, kehren einige wieder, andere verschwinden auf geheimnisvolle Weise…

Ein Buch für neugierige Entdekkerleser.



Juliana Kálnay »Eine kurze Chronik des augenblicklichen Verschwindens«, Roman, Wagenbach, 192 Seiten, fester Einband, Schutzumschlag, Lesebändchen, 20,- €, auch als e-Book (17,99 €)

Aus der Alchimistenküche

Ferruccio Busonis »Doktor Faust« an der Sächsischen Staatsoper

Der Stoff um »Doktor Faust« (vermutlich der historische Johann Georg Faust) beschäftigt seit dem 16. Jahrhundert die Menschen und ist keineswegs eine »Erfindung« Johann Wolfgang von Goethes. Dieser hat allerdings mit vier Werken (Teilen bzw. Fassungen) die wesentlichsten Literaturvorlagen geschaffen. Dramaturgen, Librettisten und Komponisten greifen seitdem die verschiedenen Quellen auf. Ihre Adaptionen reichen vom Schauspiel Christopher Marlows (der wohl den ersten Text für die Bühne schrieb) über Opern wie von Charles Gounod (je nach Land und Regisseur »Faust«, »Faust / Margarethe« oder »Margarethe« genannt) bis zu Filmen. Georges Méliès und Friedrich Wilhelm Murnau waren die ersten, die den Stoff auf die Leinwand bannten. Bis heute scheint die Faustfaszination ungebrochen – auch nach Schumann, Liszt und Berlioz setzen sich zeitgenössische klassische Komponisten mit dem Stoff auseinander, Bücher und Filme greifen das Thema auf, selbst eine Rockoper gibt es.

Auch Ferruccio Busoni wollte sich eines Legendenstoffes annehmen, verwarf aber den zunächst favorisierten »Don Juan« wegen des großen Vorbildes Mozart. Ebenso hemmend wirkte die Vorlage Goethes – davon lassen wollte Busoni dennoch nicht. So entschied er sich für eine der Puppenspielfassungen, welche er als Ausgangspunkt seines eigenen Librettos wählte. Hier fand letzt-

lich auch Don Juan Einzug, dessen Motiv und Figur der Komponist in die Schichten seines »Doktor Faust« eingewoben hat. Allerdings blieb die Oper trotz zahlreicher Arbeitsphasen und Umarbeitungen unvollendet. Philipp Jarmach, Ferruccio Busonis Schüler, stellte die Fassung der Dresdner Uraufführung 1925 zusammen (Busoni war im Vorjahr verstorben), vom Musikwissenschaftler und Dirigenten Antony Beaumont stammt jene 1984er Version, die jetzt auf die Bühne der Sächsischen Staatsoper (Semperoper) kam.

DIE HANDLUNG

Ein magisches Buch eröffnet Doktor Faust, der eigentlich am Ende seines Lebens steht, die Möglichkeit zur Verlängerung desselben – dazu geht er einen Pakt mit dem Teufel (Mephistopheles) ein.

Nachdem Faust Gretchen verführt und getötet hatte, klagt ihn nun ihr Bruder an, fordert Bestrafung. Doch hier – wie noch bei vielen Gelegenheiten – entkommt Faust mit Mephistopheles' Hilfe.

In Parma besuchen beide ein Hochzeitsfest. Faust verführt die Braut, die Herzogin, flieht mit ihr – der Herzog schwört Rache.

Während Faust in einer Schenke mit seinen »Erfolgen« prahlt, holen ihn dieselben ein: Doch die Spukbilder sind nicht faßbar. Drei Studenten fordern das magische Buch zurück, indes: es ist zerstört. In einer Bettlerin erkennt Faust die Züge seiner früheren Geliebten – der Herzogin. Faust, dem sein Ende um Mitternacht vorausgesagt ist, soll »sein Werk« vollenden. Mit dieser Bitte übergibt ihm die Herzogin den Leichnam des gemeinsamen Kindes. Faust überwindet die Grenze des Menschlichen und läßt seinen Geist und Willen auf das Kind übergehen.

DIE DRESDNER INSZENIERUNG

Manuela Uhl (Herzogin von Parma), Lester Lynch (Doktor Faust), Mark Le Brocq (Mephistopheles), Photo: Sächsische Staatsoper, © Jochen Quast

Keith Warner (Regie unter Mitarbeit von Anja Kühnhold) und sein Bühnenbildner Tilo Steffens haben den Alchimistengedanken, der für Busonis Figur eine zentrale Bedeutung hat, aufgegriffen und eine sich stetig wandelnde Umgebung geschaffen. Mal Studiersaal, Laboratorium, Kirche oder Schloß – fließende Übergänge sind kennzeichnend für die wechselnden Bilder und ergänzen die Musik. Mit Farben und Aktion bringen sie den Stoff näher, stellen dem Betrachter etwas Greifbares vor Augen und bilden eine Synthese mit der futuristischen Musik Busonis, die hochdramatisch ist, aber eben gerade nicht mit Schönklang betört. Dennoch schwelgt sie manchmal spätromantisch, die Staatskapelle folgt dem düsteren Grundduktus, läßt es dafür aber um so schöner strahlen, wenn es denn angebracht ist.

Manches Bild, manche Bewegung sind zu viel. Wie die allgegenwärtigen Säulen, die in Anzahl und Höhe variieren, sie fahren allzuoft herauf und herunter und werden zusätzlich von Projektionen überlagert, sind Feuer oder Wasser (Video: Manuel Kolb). Daß das Gesamtbild dennoch nicht unruhig erscheint, liegt an einer grundsätzlichen Ausgewogenheit und der handwerklich erstklassigen Umsetzung. Der Bilderrausch ist vielleicht ein Zugeständnis an die Reizgewohnheiten unserer Zeit, eine Notwendigkeit aus dem Werk ergibt sich indes nicht.

Während es auf der Bühne blitzt, gleißt und dunkelt, scheinen sich Farben, Dämpfe und Schatten im Orchestergraben zu spiegeln. Der kapell-erfahrene Tomáš Netopil beweist einmal mehr ein sicheres Händchen im Umgang mit romantischen Opernstoffen und sorgt für eine musikalische Bereicherung des Dresdner Musiklebens – da hätte man sich gewünscht, auf dem Konzertprogramm der Staatskapelle stünde auch ein sinfonisches Werk Ferruccio Busonis, und sei es nur sein frappierendes Nocturne Sympho-

nique wie 2011 (damals mit Christian Thielemann am Pult). Netolpil gelingt es, die lange Oper, die ausufernde Opulenz des Werkes zu bündeln, musikalische Ströme zu formen und die vielen Solisten (allein zwanzig Solisten für 28 Rollen!) wie den von Jörn Hinnerk Andresen glänzend vorbereiteten Chor in einem üppigen Gebinde blühen zu lassen – das allein ist nicht nur Bereicherung, es ist eine Freude, an der hoffentlich noch viele Besucher teilhaben werden.

Lester Lynch (Doktor Faust), Photo: Sächsische Staatsoper, © Jochen Quast

Überzeugen konnten unter den Solisten vor allem Lester Lynch als schlitzohriger, aber schließlich auch gehetzter Faust und Mark Le Brocq als diabolisch-dunkler Mephisto. Sie köcheln ein Alchimistenstück vom ersten bis zum letzten Gang. Le-

Manuela Uhl (Projektion, Herzogin von Parma), Lester Lynch (Doktor Faust), Michael König (Herzog), Mark Le Brocq (Mephistopheles), Staatsopernchor, Photo: Sächsische Staatsoper, © Jochen Quast

ster Lynch gibt den betörten Betörer, verleiht ihm die Spannung eines Angetriebenen, pflanzt der Figur aber ebenso die Sehnsucht des Liebenden ein. Mephistopheles ist zynisch, kalt, berechnend – ein Spieler. Er spielt mit Pulver, Dampf und Feuer, ohne Rücksicht darauf, daß ihm das ganze um die Ohren fliegen könnte – was soll's? Nächste Runde!

Die Herzogin von Parma (Nadja Uhl) ist keine »Gegenspielerin«, aber Kontrapunkt, Kontrast, das Weiß zum Schwarz, ein Positivabzug des Negativs – doch auch sie verfällt dem Laster. Unter den vielen weiteren Solisten fallen Sebastian Wartig (Gretchens Bruder) und Michael Eder (Wagner) mit edler Stimmfärbung heraus. Doch beleben die Sänger insgesamt bis hin zum Studentenchor, der einen religiösen Kneipendiskurs anstimmt (»Ein' feste Burg«). Derweil beläßt es Keith Warner nicht bei der Musik, Bildern und Projektionen allein – immer nimmt er das Element der Puppen auf, aus deren Theaterspiel Busoni das Stück abgeleitet hat, und umfaßt eine ganze Palette von Ereignissen und Jahren. Julia Müers prächtige Kostüme gereichen vom Mittelalter bis (fast) in die Gegenwart. Ob Ballkleid oder Soldatenuniform – gar viel hat Faust gesehen. Und nicht nur auf die Bühne wird projiziert, letztlich findet die Kamera selbst ihren Weg dorthin…

Der Regisseur hat dem Ganzen einen Rahmen gegeben, mit Projektionen, die schon vor Beginn des Stückes Busoni (aus Briefen) selbst zitieren, mit Lesern, die tief in Bücher versunken sind (Lesen sie Faust? Sehen wir, was die Bücher in ihren

Köpfen auslösen?) und mit einem offenen Ende, das Keith Warner unspektakulär, aber gekonnt variiert: kein Zaubertrick, kein überirdisches Ereignis – Faust deckt das Kind zu, als Akt der Menschlichkeit.

Eine Stimme Südamerikas

Mario Benedetti (1920 bis 2009)

»Wie immer, wenn man ein grösseres Unglück mit einem kleineren vergleicht, kommt einem das kleinere plötzlich als richtiggehendes Glück vor, nur weil es gar nie stattgefunden hat.« aus: »Danke für das Feuer« (Rezension auf den folgenden Seiten)

Mario Benedetti, Photo: aus einem Familienalbum © Fundación M. Benedetti

Als Journalist, Dichter, Berichterstatter, Essayist, Schriftsteller und Kritiker beobachtete Mario Benedetti sein Land, seine Landsleute, das Geschehen. In Uruguay aufgewachsen, verbrachte er viele Jahre in Montevideo. Während seine frühen Werke von der psychologischen Darstellung der Figuren geprägt sind, gewann eine kritische politische Haltung in späteren Jahren zunehmend an Bedeutung. Eindeutig »links« und revolutionär orientiert, wirkte Benedetti in marxistischen Gruppierungen mit. Kuba war ein wichtiger Bezugspunkt für ihn, sein »politisches Vaterland«. Er wurde Mitglied der Jury für den Kulturpreis der »Casa de las Américas« (Havanna) und nahm 1967 am Zweiten Lateinamerikanischen Schriftstellerkongreß teil. Im selben Jahr wurde Mario Benedetti nicht nur Mitglied des Direktionsrates der »Casa de las Américas«, sondern gründete und leitete auch das dortige Literaturforschungszentrum (bis 1971).

Darüber hinaus war Mario Benedetti in ganz Südamerika tätig und veröffentlichte in vielen Zeitungen, seit 1948 bereits leitete er die Literaturzeitung »Marginalia«, an Gründungen von Zeitungen und Zeitschriften beteiligte er sich. Montevideo blieb er Zeit seines Lebens verbunden, wurde hier 1971 Direktor der Abteilung für Hispanoamerikanische Literatur der Geistes- und Naturwissenschaftlichen Fakultät (Universidad de la República). Mit seiner öffentlichen Stellungnahme in Artikeln und Werken fiel Benedetti nach dem Militärputsch 1973 allerdings in Ungnade. Er mußte sein Heimatland verlassen und lebte im Exil – zunächst in Argentinien und auf Kuba, später in Spanien.

Eigene Erfahrungen ließ Mario Benedetti stets in seine Werke einfließen. Hier hinterfragte er die Gesellschaft, vor allem jene des Bürgertums in seinem Heimatland, er fand aber auch eine Sprache der Liebe und der Poesie und wußte sie mit seiner politischen Haltung zu verbinden. Nach seinem Einstand als Lyriker (1945, »La víspera indeleble«) veröffentlichte er mehrere Romane und gehört zu den meistgelesenen Autoren Südamerikas. Mario Benedetti bezog in seinen Werken klar eine politische Stellung, hinterfragte aber auch den Wert, den Revolutionen, Terror und Gewalt hinsichtlich ihrer Tauglichkeit für die Befreiung haben. Ganz klar sprach sich der Autor unter anderem gegen die Todesstrafe aus.

Mario Benedettis Gesamtwerk umfaßt mehr als 80 Bücher. Sie wurden in 19 Sprachen übersetzt und in mehr als 25 Ländern veröffentlicht, dennoch besteht – betrachtet man die Liste der auf deutsch erschienenen Titel – ein Nachholbedarf. Vor allem von seinen Gedichten – viele davon wurden vertont – ist bisher nur eine kleine Auswahl bei uns herausgegeben worden.

Von Mario Benedetti erschienen unter anderem auf deutsch: »Die Gnadenfrist« (Novelle, Reclam, auch bei La-

muv), »Die Sterne und Du« (Erzählungen, Peter Hammer Verlag und Lamuv), »Danke für das Feuer« (Roman, Rotpunktverlag), »Literatur und Revolution« (Essays, Rotpunktverlag), »Verteidigung der Freude« (Gedichte, Edition CON), »Frühling im Schatten« (Roman, Peter Hammer Verlag), »Das Mädchen und der Feigenbaum« (Roman, Lamuv), »Auf den Feldern der Zeit« (Erzählungen, Rotpunktverlag)

Danke für das Feuer

Von der Entzündlichkeit

Mario Benedetti eröffnet am Beginn seines Romans eine große Tableau: Personen treten auf, Beziehungsgeflechte bilden sich, Handlungskeime werden gesetzt. Zunächst treffen fünfzehn Landsleute aufeinander. Sie kommen alle aus Uruguay und sind in Amerika, in New York, zu Gast. Es sind Geschäftsleute, Partner von Geschäftsleuten, die an einem Essen im Séparée des Restaurants Tequila aufeinandertreffen. Im Stil eines Drehbuchs rafft Benedetti Dialoge und Geschehen zusammen. Atemlos, ungebunden – ihre gemeinsame Herkunft macht sie zu Verbündeten fern der Heimat, und doch sind sie einander fremd. In einer Atmosphäre, die sie zwanglos zusammenrücken läßt, sinken Hemmschwellen, bekennen sie sich einander mit Offenheit. Das Heimatland ist fern, ein Land, auf das man nicht stolz ist, gerade wo in Amerika, den USA, alles so viel besser scheint.

Bis… bis die Nachricht einer verheerenden Unwetterkatastrophe und der Vernichtung ihres Landes die Situation schlagartig ändert. Das ferne, verachtete Uruguay ist plötzlich geliebte Heimat, die man betrauert. Doch nur wenig später stellt sich heraus, daß die Meldung übertrieben war. Ein Unwetter zwar, ja, aber ein ganz »normales« – so wie es jedes Jahr stattfindet. Fake news anno 1959, lange bevor es Twitter und Facebook gab…

Leseprobe

Wenn wir nicht aus eigener Überzeugung heraus explodieren, sondern einzig und allein, weil das Feuer unserer explodierenden Nachbarn auf uns übergreift, dann werden uns die übergesprungenen Flammen höchstens zerstören. Solange wir nicht unsere eigene Zündschnur und unser eigenes Pulver herstellen, solange wir uns nicht von innen heraus bewusst werden, dass unsere eigene Explosion, unser eigenes Feuer notwendig ist, solange wird nichts tiefgreifend, echt und legitim sein, solange wird alles ein gewöhnliches Geplätscher bleiben, so wie heute unsere lauthals verkündete Demokratie ebenfalls nichts als ein leises, sehr leises Geplätscher ist.

Ramón Budiño ist einer der fünfzehn Restaurantbesucher, er übernimmt ab dem zweiten Kapitel die Rolle des Erzählers. Es ist die Erzählung einer Familie, eines übermächtigen Patriarchen, der ausnutzt, manipuliert, zynisch ist, und dennoch hochangesehen wird. Trotz seines kalten, harten Vorgehens gegen Streikende, trotz seiner bestimmenden Art, mit der er über Menschen gebietet und sie zwingt, scheint es, als würde er geliebt. Er müsse stolz auf seinen Vater sein, hört Ramón ständig. Er war niemals Ramón Budiño, er war immer nur der Sohn von Edmundo Budiño, der mit seinem Reichtum über Leben bestimmt, es aber gleichzeitig auch vernichtet. Denn das Vermögen der Familie, das den Söhnen eine gute Ausgangsbasis bieten zu können scheint, beschmutzt deren Karrieren schon zu beginn. Frei – frei ist keiner von Ihnen, jeder ist von der imperialen Erbsünde befleckt.

Denn es gibt ein Bedürfnis, fast würde ich sagen eine Verpflichtung, den anderen oder die andere zu markieren, auch wenn es nur mit den Zähnen, sogar den falschen, sein sollte. Eine eigene Markierung überlassen ist eine Angelegenheit, die über das Leben und den Tod hinausgeht, denn dahinter steckt die Absicht, den Tod zu überwinden, nach dem Ende weiterzuexistieren. Zu diesem Zweck kann ein Sohn zweifellos ebenso nützlich sein wie eine Narbe. Eine gute Definition für ein Wörterbuch. Sohn: Liebesnarbe.

Mario Benedetti beschreibt die Konflikte der Familie, in der nur einer herrscht, dem man seine Gewalttaten aber ebenso

lesen Sie weiter auf Seite 32

das habe ich gedacht
als Gainsbourg gegeben wurde

ich glaube, ich werde dich noch lieben,
selbst wenn ich mit anderen Männern zusammen bin
oder Frauen
ich glaube, dass es niemand schaffen wird
dein Abbild auszulöschen
aus den morgendlich aufgequollenen Augenringen,
den Namen zu streichen
von den aufgebissenen Lippen,
die Berührung deines Körpers fortzunehmen
in der Erinnerung
ich glaube, du wirst der Mann sein,
über den ich im Alter seufzen werde,
mir mit runzligen Händen über die Handgelenke streichelnd,
der Ehemann beerdigt oder schnarchend daneben –
er, der Gute,
den ich mir aussuchen werde
wir waren jung, wir waren wirklich jung!
werde ich denken und faltige Haut berühren,
und werde staunen
ich werde dich lieben und meine Jugend lieben

deutsch von Magda Doering

gefunden in: »Kein streicheln – Junge Literatur aus Litauen«, mitteldeuscher verlag

(Gaspard-Félix Tournachon, 1820 bis 1910)

Sarah Bernhardt

(Salzpapierabdruck eines Kollodium-Glasnegativs, 21,6 x 17,2 mm, 1859)

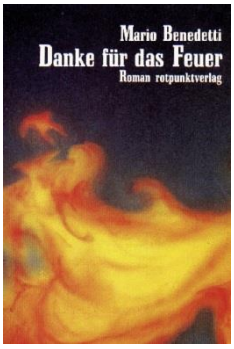
Quelle: Wikipedia

durchgehen läßt wie seine endlosen, beleidigenden Redeergüsse. Eine Familie im Uruguay der 1950er und 1960er Jahre, auf deren Hintergrund Benedetti die Realität spiegelt und sie in konkrete Handlungsabläufe einbezieht. Letztlich ist es aber nicht so, daß der Autor vom damals und dort schriebe – vieles erkennt man, da es im heute und hier ebenso stattfindet. Die menschlichen Abgründe scheinen tief, aber nicht endlos und nicht allein bestimmend, denn zwischen all dem, was an Amoral und Unrat bloßgelegt wird, existieren Sehnsüchte, Hoffnungen und Menschen, die es anders, besser machen wollen. Funken sprühen lassen, Feuer legen – am Feuer kann sich gutes und schlechtes entzünden.

Der Weg Ramón Budiños ist voller Zweifel, er zaudert. Sein halbwüchsiger Sohn ist für ihn eine Hoffnung, seine Frau dagegen scheint weit entfernt, von ihr kann er weder Hilfe noch Unterstützung erwarten. Die Frau seines Bruders lernte er zu spät kennen – Dolores hätte seine große Liebe werden können, das weiß er, aber es ist zu spät. Die kleinen Affairen befriedigen ihn nicht wirklich, auch wenn sie ihm schöne Momente bereiten, wie mit Marcela Torres de Solís, die er nach dem Essen in New York in Montevideo wiedertrifft. Doch im Grunde scheint es, als wäre das Glück weniger greifbar als zwischen den Fingern rinnender Sand…

Ich glaube, du hast das Recht, dich auszuleben. Ich gestehe, dass es für mich ein riesiges Dilemma war, aber plötzlich wurde mir klar, dass sich der Tod immer für unser Zaudern rächt. Unser Leben hat drei Phasen: zaudern, zaudern und sterben. Der Tod hingegen zaudert uns gegenüber nie: er tötet, und damit basta. […] Weshalb soll ich dir also nicht zu einer Glücksminute verhelfen? Ausserdem bin ich richtiggehend neugierig, das muss ich zugeben, ob es nicht auch meine eigene Glücksminute sein könnte oder sogar die von uns beiden. Ich will damit nur sagen, dass wir dem Tod keine Chance geben sollen, denn er macht bei uns auch keinen Kompromiss.

Die Zwangsjacke des Vaters scheint Ramón Budiño nur ablegen zu können, wenn er einen Mord begeht. Doch diese Tat würde nicht wie bei Franz Werfel nur eine Befreiung seiner selbst, sondern eine Befreiung vieler bedeuten – oder nicht? Könnte dieser Mord der Anfang davon sein, das Land, die Welt, gerechter zu gestalten?



Mario Benedetti »Danke für das Feuer«, Roman, deutsch von Marie-Luise Nobs, Rotpunktverlag, 224 Seiten, Klappenbroschur, 13,- €

»In der Tradition liegt selten die Wahrheit«

»Mission Musik« Gespräche mit Herbert Blomstedt

Herbert Blomstedt ist Ehrendirigent von mittlerweile sieben Orchestern. Neunzehnhundertneunundsechzig hatte er sein Debut bei der Sächsischen Staatskapelle gegeben, 1975 wurde er Chefdirigent. Weitere wichtige Stationen führten ihn nach Leipzig, San Francisco, Bamberg, Hamburg, Tokio… Ein Resultat dieser Arbeit waren unzählige Konzerte und die damit verbundenen Erinnerungen der Besucher. Darüber hinaus geben Einspielungen auf Schallplatte und CD über das künstlerische Schaffen des amerikanisch-schwedischen Dirigenten – des Kosmopoliten – Auskunft. Auf dem Buchmarkt gibt es dagegen bisher nur wenige Zeugnisse. »Herbert Blomstedt. Eine Annäherung in Text und Bild« nannte Martin U. K. Lengemann 2007 sein Portrait (Siebenhaar). Zur Eröffnung der Leipziger Buchmesse ist im März »Mission Musik« bei Henschel / Bärenreiter erschienen. Die Musikredakteurin und -kritikerin Julia Spinola hat Herbert Blomstedt ein Jahr lang begleitet und ihn zu Themen wie Musik, Religion und über sein Leben befragt. Zwischen Konzertauftritten, während einer Gastspielreise sowie Besuchen in Schweden und Luzern fanden sich zahlreiche Gelegenheiten, über die aktuelle Beethoven-

Aufnahme des Gewandhausorchesters, Lebensstationen und Musikverständnis zu sprechen – Herbert Blomstedt zeigt sich dabei unprätentiös, nachdenklich, bedacht.

Offenheit zählt für ihn überhaupt zum wichtigsten, unter Menschen allgemein wie im Umgang mit Musik, dem Repertoire. Im Rückblick gesteht Herbert Blomstedt ganz unumwunden eigene Fehler ein, menschliche, aber auch die Änderung seiner Herangehensweise. »Man wird nie fertig mit dem Analysieren, Erschließen und Proben eines Werks« meint er und präzisiert: »In der Tradition liegt selten die Wahrheit.« Einstellung und Herangehensweise reiften mit dem Alter: »Man wird auch waghalsiger. Als Anfänger ist man noch abhängiger von Vorbildern und Lehrern.«

Herbert Blomstedt, der Sohn eines Pastors und Missionars, sieht sich selbst als Missionar. Die Frage Julia Spinolas, ob man als Künstler eine Verantwortung dem Publikum gegenüber habe, beantwortet er ebenso kategorisch wie differenziert:

Leseprobe

»Unbedingt! Man hat Verpflichtungen und man muss das Publikum auch erziehen. Das muss man natürlich behutsam machen, nicht mit dem Stock. Das ist vielleicht ein bisschen mein missionarischer Hintergrund und Geist.

[…] ich empfinde es nach wie vor als meine Mission, die Musik, die ich für die beste halte, bekannt zu machen. Ich habe früher auch manchmal versucht, schlechte Musik schlecht zu machen. Aber solche Warnungen führen zu nichts. […] heute denke ich eher, dass man auch sehr offen sein sollte. Ich erkenne heute, dass die Musik auf sehr verschiedenen Ebenen Freude geben kann. Mein Weg ist nicht der allein selig machende. Und vor allem denke ich heute, die Menschen müssen das selbst entdecken.«

Wichtig sei für ihn immer die Balance – zwischen Instinkt und Analyse, der Technik beim Musizieren und der Phantasie, denn ohne Vorstellungskraft und musikalische Ideen kann keine authentische Musik entstehen. Ebenso sei die Balance von Gefühl und Verstand wesentlich:

»Die Emotion ist oft das Wichtigste. Der Verstand natürlich notwendig, um uns unsere Grenzen aufzuzeigen. Der Intellekt muss immer steuern. Aber ohne die emotionale Seite ist er tot. […] Es muss im Verhältnis von Gefühl und Verstand eine Balance geben. Diese Kombination macht den Menschen aus.«

Legendär ist Blomstedts Interpretation von Ingvar Lidholm »Poesis«, für das Werk des schwedischen Pianisten, Komponisten und Dirigenten Willhelm Stenhammar hat sich Blomstedt in den letzten Jahren stark gemacht. Und die Mission ist noch nicht beendet, wie man erfährt: Mit Daniel Barenboim ist vereinbart, Wilhelm Furtwänglers Klavierkonzert aufzunehmen. »Aber noch haben wir nicht die Zeit gefunden.«

Nicht nur die musikalischen Werke waren Thema der Gespräche mit Julia Spinola, sondern auch Lehrer, Orchestermusiker und Kollegen. Peter Gülke, Udo Zimmermann, Kurt Masur – auch hier zeigt sich Blomstedt offen und differenziert. Die Jahre beim Gewandhausorchester und bei der Sächsischen Staatskapelle nehmen einen besonderen Raum ein.

Zur »Mission Musik« gehört wesentlich die Vermittlung:

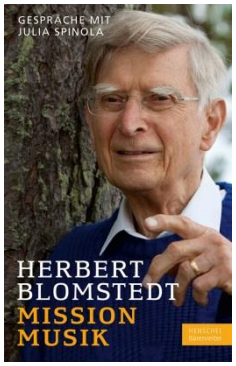
»Musik ist eine universelle Sprache. Manchmal fürchte ich jedoch, dass zunehmend weniger Menschen sie verstehen – je bildungsferner unsere Gesellschaft wird. Mit der künstlerischen Bildung geht es ja bergab. Die Kinder singen nicht mehr in der Schule, es gibt kaum noch Musikunterricht, Musikschulen schließen und so nach und nach fällt alles weg, was nicht unmittelbar einen Nützlichkeitswert unter Beweis stellen kann. Dadurch verkümmern die ästhetischen Fähigkeiten.«

Als Vermittler hat sich Herbert Blomstedt immer stark gemacht, sei es als solcher der Werke oder in der Zusammenarbeit mit jungen Orchestermusikern wie dem Gustav Mahler Jugendorchester. Auch an die

Dresdner Schulkonzerte hat er eine besondere Erinnerung:

»[…] es ging immer um die Musik, nicht um Lustigkeiten. Das ist spannend genug. Man muss überzeugend sein. Nur dann ist man glaubhaft. Heute gibt es Moderationen, in denen es nur um die Verbreitung von guter Stimmung und um launige Witze geht.«

Doch »meckern« liegt Herbert Blomstedt nicht, wie er schon im Dezember 2010 in einem Künstlergespräch mit Prof. Hans John sagte: Statt sich über die Dunkelheit zu beklagen, solle man lieber ein Licht anzünden.



Herbert Blomstedt »Mission Musik«, Gespräche mit Julia Spinola, Henschel / Bärenreiter, 192 Seiten, 15 farbige und schwarz-weiß-Photos, Schutzumschlag, 24,95 €

Dichtung und Wahrheitssuche

»Die Palme und der Stern«

Leonardo Padura ist einer der bekanntesten Schriftsteller Kubas. In seinen Romanen durchstreift er, obwohl wenn Havanna oft im Zentrum des Geschehens liegt, oft das ganze Land. Leonardo Padura greift gern historische Persönlichkeiten und Ereignisse auf, begibt sich auch ins Spanien Frida Kahlos und Diego Riveras' (»Der Mann, der die Hunde liebte«), Mario Conde, sein Teniente, ein Kriminalkommissar, spürt nicht nur Marihuana nach, sondern auch einem angeblichen Christusportrait Rembrandts (»Ketzer«). Die Hitze Kubas, die Musik, die Liebe gehören immer wieder zu Paduras Erzählspektrum. »Die Palme und der Stern« ist 2002 entstanden, ein fiktiver Roman um die historische Persönlichkeit des Dichters José Maria Heredia (1803 bis 1839). Nach der deutschen Erstausgabe 2015 ist soeben das Taschenbuch im Unionsverlag erschienen.

Leseprobe

Havanna dagegen empfing mich mit einem wunderbaren Gemisch, in dem der scharfe Geruch nach spanischen Pefferwürsten, den Chorizos, mit dem nach Dörrfleisch aus Montevideo wetteifert, der Gestank nach Pferdeäpfeln mit der frischen Meeresbrise, die säuerlichen Ausdünstungen der Schwarzen mit den süßlichen Lavendeldüften der weißhäutigen Damen (oder derer, die man dafür hält), der Pestgestank der Tümpel mit dem durchdringenden des Petroleums, das in den Lampen verbrannt wird, der Geruch von soeben aus Europa eingetroffenen teuren Stoffen mit dem nach räudigen Hunden, den Herren der Nacht und der Abfallhaufen, der Gestank nach der Pisse der Milchkühe, die ihre zum Platzen gefüllten Euter durch die Gegend schaukeln, mit den verlockenden Gerüchen, die den Stundenhotels entströmen, in denen es nach Alkohol und Minze duftet, vermischt mit den Gerüchen der schwarzen, hell- und dunkelbraunen, weißen und gelben Frauenkörper, die alle erdenklichen männlichen Bedürfnisse zu befriedigen verstehen. Und in der Luft hängende Düfte nach Jasmin und Tabak, die Gerüche nach Teer und Käse, nach frischem Fisch und verschüttetem Wein, die sich mit denen nach allen möglichen Früchten vermengen, die das wunderbare tropische Klima hervorbringt und die man auf den Märkten Havannas finden kann: Ananas, Mangos, Guajaven, Papayas, Guanábanas und köstliche Bananen verschiedenster Größen und Farben …

Der Roman folgt den Spuren José Maria Heredias ebenso wie denen anderer historischer Persönlichkeiten – Pater Félix Varela (1788 bis 1853) oder Generalgouverneur Miguel Tacón (1775 bis 1855). Um die Lücken, welche die Geschichte enthält, die Fragen, die Lebensläufe aufwerfen und die Legenden, welche sich darum ranken, spinnt Padura eine Geschichte, durchglüht von der Hitze und getränkt vom Meeresgeruch der Karibik, von den Gerüchen Kubas, aber auch gekennzeichnet von einem fortwährenden Kampf um Leben, Überleben und Unabhängigkeit.

Mehr als vor der Erinnerung an das vom Polizisten Ramón durchgeführte Schnellgerichtsverfahren oder an die darauf erfolgten Ausschlüsse fürchtete

er sich davor, wieder an das Leben vor der Katastrophe erinnert zu werden. Ein Leben, in dem es viel Lächeln, Lachen und Gelächter gegeben hatte, denn trotz des Mangels, des Schweigens und der Einschränkungen war das Glück möglich gewesen [...]

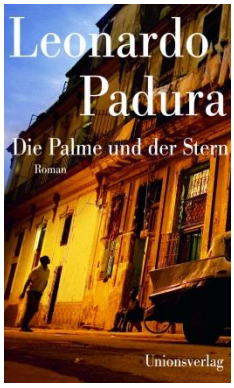
Drei Erzählstränge nutzt der Autor, um seine Leser einzufangen: jene des Exilanten Fernando, der nach fast zwanzig Jahren für einen Besuch zurückkehrt und nicht nur ein sagenumwobenes Manuskript José Maria Heredias finden, sondern auch seine eigene Geschichte erfahren will. Was geschah damals wirklich, das sein Leben so verändert hat? Es führte zu einem Bruch in Fernandos Leben, zur Flucht nach Amerika, nach Spanien...

Beklommen blickte Fernando auf die Gespenster seiner Vergangenheit: Conrado, Arcadio, Tomás, Miguel Ángel, Àlvaro ... Auf dieser baufälligen, nach Meer riechenden Dachterrasse war der wichtigste Teil seines Lebens versammelt, das, was er am meisten daran liebte und was ihn am meisten quälte; denn er wußte, dass einer der Anwesenden oder einer der »entschuldigt Fehlenden«, wie Álvaro die beiden Verstorbenen Enrique und Victor nannte, derjenige gewesen sein musste, der ihn beschuldigt hatte, von Enriques heimlichen Fluchtplänen gewusst zu haben.

[...]

Wie lange werde ich noch gezwungen sein, fern vom Meer zu leben?, fragte er sich und schaute auf die Terrasse. Zwischen leeren Flaschen, Gläsern und Dosen trinken Álvaro, Miguel Ángel, Tomás und der schöne Arcadio in andächtigem Schweigen Kaffee, den Conrado ihnen zubereitet hat, während Delfina mit zwei Tassen zu ihm kommt. In diesem Moment muss Fernando, als hätte man ihm soeben seine genaue Todesstunde mitgeteilt, an all jene Tage seines Lebens denken, an denen er gezwungen war, einsam und allein den ersten Kaffee des Tages zu trinken, ohne den warnenden Satz, den die Frau jetzt sagt:

»Vorsicht, er ist heiß.«



Leonardo Padura »Die Palme und der Stern«, Roman, deutsch von Hans-Joachim Hartstein, Unionsverlag, 464 Seiten, Taschenbuch, 16,95 €, auch als gebundene Ausgabe (24,95 €) und e-Book (14,99 €)

Der Roman hält sich zwar an die überlieferten Fakten, geht mit den Lücken dazwischen aber frei um, was Leonardo Padura schon in seinem Vorwort klarstellt. Was er erfunden hat, ist ein Leben, wie es hätte sein können, das dem echten Dichter in vielen Wesenszügen nahekommen könnte – als biographisches Werk ist »Die Palme und der Stern« weder beabsichtigt noch zu verstehen. Es ist eine mögliche Annäherung an den Dichter José-Marie Heredia, der leidenschaftlich, politisch, kämpferisch, aber ebenso menschlich, fehlbar war.

Das letzte Wort haben

Ein Beitrag von Nelli Pohl, in dem sie ein geheimes Rezept für Maibowle bekanntzugeben gedenkt

Soweit käme es noch, daß *ich* hier nichts mehr zu sagen hätte! Der Herausgeber treibt sich in Opern- und Theatervorstellungen herum, auf Messen und Empfängen – ist ein Herausgeber also ein Herumtreiber? Damit will ich nicht sagen, daß es besser wäre, wenn er hier sitzen und an den Redaktionsbesprechungen teilnehmen würde. Paul Bokühß *ist* da und *nimmt* teil, aber (ehrlich gesagt) glaube ich, daß er nur wegen des Rotweins kommt und um den Kühlschrank zu plündern. (Und ab und zu kommt mal ein Artikel heraus über Käse oder Wein – ja! – aber...) Eigentlich quatscht er meist nur 'rein.

So wie jetzt. Es geht um die Maibowle. Seit Jahren geht es darum, fast ausschließlich. Es sei denn, es geht um Eierpunsch oder ich schneide einen Käse an, dann geht es um den Käse, denn ich schneide ihn angeblich immer falsch an (sagt er). »Tortenstücke!« (»morceaus de gâteau«) sagt er immer. (Ja, er hat recht: die Franzosen

nennen unser »Tortendiagramm« auch »Camembert« – aber öffentlich würde ich das NIE zugeben!)

Jedenfalls bleibt die ganze Arbeit immer an mir hängen, denn Paul Bokühß süffelt genüßlich an seinem Rotwein (ja, das muß ich zugeben, er süffelt genüßlich – er ist Genießer, kein Trinker) und schnalzt mit der Zunge. Manchmal bringt er irgendwelche raffinierten Gerichte mit, aber immer sind es Reste von irgend einem Kochen mit Freunden, also nur eine Portion. Und Emma Tiefgrund trägt auch meist wenig tiefsch(l)ürfendes bei, es sei denn, sie fördert Wollmäuse (WOLLMÄUSE!) aus ihrer Handtasche zutage.

So geht das immer! Und nun eben: Maibowle. Der Herausgeber war zufällig einmal da und meinte, man könnte im April getrost Maibowle zubereiten und trinken, solange man sie selbst und aus richtigem Waldmeister macht. Im Mai blühe der Waldmeister schon, dann sei es im Grunde zu spät. Das sei schon immer so gewesen. Schon Theodor Fontane (ich muß hier zumindest die Jahreszahlen anfügen, verlangt der Herausgeber, also 1819 bis 1898), sagt der Herausgeber, habe im April Maibowle getrunken wie »Schach von Wuthenow« beweise. Das kann wohl sein, wäre ja auch in Ordnung, wenn nicht eine Diskussion entbrannt wäre… Nein, nicht daß man Maibowle schneiden sollte wie eine Torte oder wie einen Käse, sondern darüber, was hineingehöre und was nicht. Paul Bokühß weiß natürlich alles besser, aber ICH sage: Die Franzosen kennen gar keine *punch de mai*!

Waldmeister (Galium ordoratum) © Kostbare Natur

Da habe ich ja etwas gesagt! »Doch, doch, doch, doch, maine Liebe« (sagt Paul Bokühß). Man liebe in Frankreich die Deutschen und liebe deren Küche: das Sauerkraut, den Sauerbraten, saure Gurken und so weiter. Und ganz besonders liebe man den Glühwein. (Das müßten Sie jetzt hören, wie Paul Bokühß genüßlich »Glühwein« sagt und dabei das »ü« dehnt, denn als Franzose spricht er jedes »u« wie ein »ü« aus. Sie liebten auch Marzipan und deutsches Bier, Flammkuchen und überhaupt sei alles toll in Deutschland, nur Käse anschneiden, das könnten wir nicht, und der Rotwein wäre gruselig (»effrayant«).

Aber ich rege mich schon wieder auf, und Paul Bokühß hat meinen Salat verputzt und noch anerkennend gemeint, er wäre gar nicht schlecht gewesen. Er hat ihn »Gartensalat« genannt, dabei war es ein originaler »Cäsarsalat«!!!

Also habe ich diesmal das letzte Wort:

(An dieser Stelle war bedauerlicherweise nicht mehr ausreichend Platz, um Nelli Pohls geheimes Maibowlenrezept oder Familienmaibowlenrezept abzudrucken, weshalb der letzte Absatz leider entfernt werden mußte. Vielleicht klappt es ja im nächsten Jahr.)

Impressum

Neue (musikalische) Blätter, Ausgabe 24 (April 2017)

Herausgeber:	Dr. Wolfram Quellmalz
gegründet:	2007
Erscheinen:	vierteljährlich
Redaktionsschluß dieser Ausgabe:	31. März 2017
Kontakt:	Redaktion-NMB@web.de NelliPohl@yahoo.de
Internet:	www.neuemusikalischeblaetter.wordpress.com

Auf unserer Internetseite finden Sie die aktuellen Hefte als pdf-Datei sowie regelmäßig neue Rezensionen.

24/3